

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

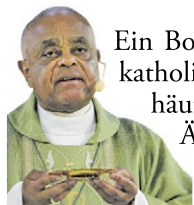
FÜR DEUTSCHLAND

127. Jg. 7./8. November 2020 / Nr. 45

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Papst ernennt ersten schwarzen US-Kardinal



Ein Bollwerk gegen Rassismus war die katholische Kirche seit jeher. Dunkelhäutige Afrikaner erklommen hohe Ämter. Nun beruft Franziskus den ersten schwarzen US-Kardinal, Wilton Gregory. **Seite 5**

Nicht nur in St. Martin wird Martin gefeiert



Wie der Winzerort St. Martin hoffen auch die Kinder in aller Welt, dass trotz Corona wenigstens etwas „Martinsstimmung“ aufkommt. **Seite 24**

Heuschrecken: Eine biblische Plage

Sie sind nur klein, doch im Schwarm können sie ganze Regionen verwüsten. Beim Kampf gegen die Heuschrecken-Plage in Afrika setzen die Vereinten Nationen auf Digitalisierung. **Seite 14**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Wort und Unwort des Jahres müssen nicht mehr gesucht werden. Längst steht fest, welches Wort die Menschen 2020 am meisten benutzt haben, was sie am meisten geärgert hat und was eine Zumutung sondersgleichen darstellt, wo es doch einst für hohe Häupter und edle Erhabenheit stand: „Corona“.

Der zweite, unvermeidliche Lockdown sorgt endgültig dafür, dass sich Corona ins Gedächtnis einbrennt. Jüngere Menschen mit Freiheitsdrang und Freude an Begegnungen sind am Verzweifeln, von den Erschwernissen in Schule und Uni ganz zu schweigen. Auch ihnen (siehe Seite 8) sei ein positiver Aspekt vor Augen geführt: Corona lädt ein, durch Rücksichtnahme Nächstenliebe zu leben.

Unseren Leserinnen und Lesern, die wir trotz schwieriger Umstände bestmöglich zu beliefern versuchen, wünschen wir gutes Durchhalten und die nötige Geduld. Vielleicht helfen die Ratschläge, die der große Dichter Rainer Maria Rilke für den Herbst ganz allgemein erteilte: „Wachen, Lesen, lange Briefe schreiben und in den Alleen hin und her unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.“ Dabei bitte Abstand und gegebenenfalls Maske nicht vergessen!



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Gemeinsam etwas Neues schaffen: Im Magdeburger Kinder- und Jugendzentrum Don Bosco finden junge Menschen einen Anlaufpunkt. Die Schwestern und Mitarbeiter bieten den Kindern Freizeitangebote, aber auch Rückzugsräume und vor allem ein offenes Ohr für ihre Anliegen und Probleme. Das Zentrum erhält Unterstützung vom Bonifatiuswerk, dessen Diaspora-Aktion an diesem Samstag eröffnet wird. **Seite 2/3**

Anker der Hoffnung in der Diaspora



Foto: Patrick Kleibold

DIASPORA-AKTION DES BONIFATIUSWERKS

Oase in schwerer Zeit

Das Kinder- und Jugendzentrum Don Bosco in Magdeburg schenkt Hoffnung



▲ Die Arbeit in der Holzwerkstatt bringt Kindern und Eltern Freude.

Fotos: Kleibold

Zwischen kleinen Wohnhäusern, Plattenbauten und einem Hochhaus findet sich im Norden von Magdeburg, in unmittelbarer Nähe zum Stadtviertel Kannenstieg, das Kinder- und Jugendzentrum Don Bosco. Seine weitläufigen Grünflächen mit Tischtennisplatte, Rutsche, Klettergerüst, Schaukel, Trampolin und Sportplatz laden Kinder und Jugendliche von sechs bis 27 Jahren zum Verweilen ein. Von Montag bis Samstag hat die Einrichtung nachmittags und abends seit mittlerweile 27 Jahren geöffnet.

Von Anfang an dabei ist Schwester Lydia Kaps, die das Kinder- und Jugendzentrum mitbegründet hat und seit 1995 leitet. Mit zwei weiteren Ordensfrauen bietet sie jungen Menschen aus unterschiedlichen sozialen Kontexten einen Ort, der für viele über eine einfache Freizeitbeschäftigung hinausgeht. „Wir bekommen oft zu hören, dass wir eine kleine Oase inmitten der schwierigen Welt seien. Eine Oase bringt immer Hoffnung, sie ist ein friedlicher Ort, an dem man aufatmen kann“, sagt Schwester Lydia.

Diese Atmosphäre zeigt sich auch in der sogenannten Friedensecke vor dem Eingang zum Jugendraum. Neben selbst gebauten Möbeln und einem Hochbeet mit kleinem Kräutergarten haben dort Friedenstau-

ben auf liebevoll gestalteten Holzplatten ihren Platz gefunden.

In dem Gebäude aus den 1970er Jahren erwarten die jungen Menschen vielfältige Angebote. Der große Spielraum bietet ihnen die Möglichkeit, Darts, Billard und Air-Hockey zu spielen oder sich in der Sitzecke auszutauschen. In der Werkstatt können sie ihrer Kreativität freien Lauf lassen und eigene Holzmodelle herstellen. Für die jüngeren Besucher gibt es einen separaten Raum mit kindgerechten Angeboten. Erst kürzlich wurde ein Rückzugsraum nur für Mädchen eingerichtet.

Selbst mitgestalten

Dass die jungen Menschen selbst mitgestalten können, ist nicht nur den drei Ordensschwestern, sondern auch dem pädagogischen Mitarbeiter Leonel Oliveira wichtig. „Wir wollen ihnen nicht nur Angebote vorsetzen, sondern wir motivieren sie, sich selbst mit einzubringen“, sagt der 30-jährige gebürtige Argentinier, der über den Bundesfreiwilligendienst zu den Don-Bosco-Schwestern gekommen ist und zurzeit eine Ausbildung zum Erzieher absolviert.

„Viele sehen uns als Anker, an dem sie sich festmachen können, an dem sie Hoffnung, Vertrauen

und Sicherheit erfahren“, erklärt Schwester Lydia. Diesen verlässlichen Anker der Hoffnung hat auch schon der 20-jährige Alex erfahren. Vor neun Jahren hat ihn ein Freund mit in das Kinder- und Jugendzentrum genommen. Seitdem ist er fast

täglich dort. Für ihn schafft dieser Ort eine feste Struktur in seinem Tagesablauf, wo er gleichzeitig seine Freunde treffen kann. „Wir kennen uns schon jahrelang hier, das ist wie eine Familie“, sagt der junge Mann, der den Schwestern für ihre Unterstützung sehr dankbar ist. „Ich war relativ faul damals, und sie haben mir gezeigt, wo es langgeht und worauf es im Leben ankommt. Sie haben mir bei den Hausaufgaben geholfen und mit mir Mathe und Englisch gelernt. Sonst hätte ich jetzt auch nicht eine Ausbildung zum Gebäudereiniger begonnen.“

Andere Jugendliche, die Schwester Lydia in ihren 27 Jahren im Zentrum kennengelernt hat, sind beispielsweise Altenpfleger, Erzieher oder Sozialpädagogen geworden. Dass Schwester Lydia und ihre Mitschwestern die Lebenswege der jungen Menschen mitprägen, freut sie sehr: „Es kommt vor, dass ich zu Hochzeiten unserer ehemaligen Besucher eingeladen werde.“ Oft gebe es auch den Wunsch, dass sie das meist nicht stark kirchlich geprägte Brautpaar segnen möge.

Wenn die Schwestern mit den Kindern und Jugendlichen die kirchlichen Hochfeste erarbeiten, kommt

es vor, dass die Einrichtungsleiterin von einer Mutter die Rückmeldung bekommt, dass sie das alles toll finde, es aber schön wäre, wenn sie den Eltern dies auch erkläre, damit sie ihre Kinder weiter begleiten könnten. „Ich habe das Gefühl, dass die Jugendlichen und Eltern uns abnehmen, dass wir christlich geprägt sind und an einen Gott glauben, der uns hilft. Sie wollen dann im Gegenzug wissen, ob und wie es uns hilft, und wollen, dass wir ihnen irgendetwas in dieser Richtung vermitteln“, sagt die Ordensfrau.

Solche Erfahrungen gebe es immer wieder – und das in einer Gegend, in der die Mehrheit der Einwohner keiner Religionsgemeinschaft oder Kirche angehört. Die Zahl der Katholiken liegt im Bistum Magdeburg bei etwa drei Prozent. Der lange Jahre vorherrschende Atheismus hat den Glauben der Menschen stark beeinflusst. Die 70 bis 80 Kinder und Jugendlichen, die regelmäßig ins Kinder- und Jugendzentrum kommen, gehören verschiedenen Nationen an und sind konfessionell meist nicht gebunden.

Neugierig auf das Leben der Ordensfrauen, ergaben sich manchmal prägende Begebenheiten, erinnert sich Schwester Lydia: „Eines Abends sagte ein Jugendlicher zu mir: ‚Schwester, wieso lebst du eigentlich noch? Es wird doch immer gesagt, dass die Guten zuerst gehen. Bist du dann nicht so eine Gute, oder warum lebst du noch?‘ Ein anderer Jugendlicher entgegnete ihm, dass er das falsch sehe, da der Gott, an den die Schwester glaube, ein paar von den Guten auf der Erde lasse, damit so Typen wie sie auch noch eine Chance hätten.“

Geschichten wie diese kennt auch Leonel. „Einmal haben mich muslimische Jungs gefragt, warum denn die anderen die Mitarbeiterinnen immer Schwester nennen und ob sie mich dann nicht auch mit Bruder ansprechen sollten“, erzählt

Werde Hoffnungsträger!

Aufruf der deutschen Bischöfe

Liebe Schwestern und Brüder, mehr Hoffnungsträger als Bedenkenträger in der Welt von heute zu sein, das ist Berufung und Auftrag für uns als Christinnen und Christen. Unsere christliche Hoffnung, die sowohl in den drängenden Fragen unserer Zeit als auch in persönlichen Leben die nötige Lebenskraft schenkt, gilt es weiterzutragen.

Auch in der Diaspora Nord- und Ostdeutschlands, Nordeuropas und des Baltikums wollen katholische Christinnen und Christen in diesem Sinne Hoffnungsträger sein. In den Regionen, in denen die große Mehrheit anders- oder nichtgläubig ist, möchten sie so leben, dass etwas von der Frohen Botschaft des Evangeliums spürbar wird. Sie wollen von der Hoffnung sprechen, die sie selbst erfüllt. Auch möchten sie für Menschen an-

sprechbar sein, denen der Glaube fremd geworden ist. Dazu brauchen sie Räume für Begegnung und Gebet, Kinder- und Jugendarbeit oder für diejenigen, die am Rande der Gesellschaft stehen. Sie benötigen katechetisches Material, Fahrzeuge für die weiten Wege und Menschen, die in der Seelsorge mitarbeiten. In diesen Herausforderungen kann das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken unsere Glaubensschwestern und -brüder mit jährlich etwa 1200 Projekten unterstützen.

Die diesjährige Diaspora-Aktion des Bonifatiuswerkes steht unter dem Leitwort „Werde Hoffnungsträger!“. In diesem Sinne bitten wir Sie, liebe Schwestern und Brüder, anlässlich des Diaspora-Sonntags am 15. November um Ihr Gebet und Ihre großzügige Spende bei der Kollekte.

„Ein besseres Heute“

Generalsekretär Austen über die Diaspora-Aktion



▲ Schwester Lydia ist für die Jugendlichen eine wichtige Bezugsperson.

Monsignore Georg Austen, Generalsekretär des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken, spricht im Interview über die Diaspora-Aktion, und über christliche Hoffnung während der Corona-Pandemie.

Monsignore Austen, in Zeiten der Corona-Pandemie erweist sich gerade die Hoffnung als lebenswichtig. Da ist das Leitwort der Diaspora-Aktion „Werde Hoffnungsträger!“ besonders treffend.

Bei der Entscheidung für dieses Leitwort war nicht vorauszu- sehen, wie prophetisch es sich erweisen würde. Für uns Christen ist die Hoffnung ein grundlegender Wesensvollzug. Hoffnung ist existenzrelevant für den Menschen, wie die Atemluft. Christliche Hoffnung ist verankert in der Botschaft des Evangeliums und atmet den Geist der Befreiung. Mit dem Leitwort „Werde Hoffnungsträger!“ laden wir dazu ein, diese Zuversicht in die Welt zu tragen. Somit ist der Auftrag der Kirche, nicht nur für ein System relevant zu sein, sondern existenzrelevant für den Menschen.

Wie versuchen Sie, dieses Leitwort mit Leben zu füllen?

Christliche Hoffnung heißt, sich aktiv für ein besseres Heute einzusetzen, ohne den Blick auf das Ewige zu verlieren. Es geht darum, unsere Hoffnung weiterzutragen und erfahrbare Hoffnungszeichen zu setzen, indem wir andere und uns selbst dazu ermutigen, zu Hoffnungsträgern für unsere Mitmenschen zu werden. Wenn wir genau hinsehen, finden wir an vielen Orten solche Menschen, die bereits jetzt diese wichtige Rolle als Hoffnungsträger für andere eingenommen haben. Gerade in der Diaspora ist es wichtig, Menschen in ihrem Engagement zu unterstützen, damit die Frohe Botschaft des Evangeliums spürbar wird. Wir alle sind aufgefordert, von der Hoffnung zu sprechen, die uns selbst erfüllt.

Alle gesellschaftlichen und damit auch kirchlichen Bereiche sind von der Corona-Pandemie betroffen. Was bedeutet das für das Glaubensleben?

Die Corona-Pandemie hat eine neue Dimension, ja sogar ein Novum geschaffen. Wir alle erleben derzeit ein bisschen, wie es sich wohl anfühlen mag, in der Diaspora zu leben. Vereinzelt, zerstreut, ohne die Möglichkeit, in einer großen Gemeinschaft Gottesdienst zu feiern, sich zu treffen, um zu singen

und gemeinsam zu beten. Aber das heißt nicht, dass wir alleine glauben. Vielmehr sind wir als Glaubensgemeinschaft über alle Grenzen und alles Trennende hinaus im Gebet miteinander verbunden. Die Diasporaerfahrung trennt uns nicht, sie bringt uns nicht auseinander. Sie schweißt uns tiefer im Glauben zusammen.

Trotzdem ist es auf Dauer nicht gut, wenn der Mensch allein ist. Wir sind soziale Wesen, die gerade durch die Beziehungen zueinander geprägt sind und auch daraus Kraft für die Herausforderungen des Alltags ziehen. Ich persönlich habe für mich aus diesem bisherigen Jahr mitgenommen, dass unsere Kirche nicht für jeden systemrelevant zu sein scheint – jedoch ist unsere Kirche, unser Glauben meines Erachtens existenzrelevant für die Menschen.

Vor welchen Herausforderungen steht das Bonifatiuswerk?

Wie auch alle anderen Hilfswerke spüren wir die Auswirkungen unmittelbar. Bisher zeichnet sich ein deutlicher Rückgang unserer Kollektengelder durch ausgefallene oder verschobene Erstkommunion- und Firmfeiern ab. Da nur eine sehr begrenzte Anzahl an Menschen die Gottesdienste besuchen können, befürchten wir auch einen Rückgang der Spenden zum Diaspora-Sonntag. Daher richte ich meine Bitte an alle, die uns in den vergangenen Jahren solidarisch unterstützt haben: Helft uns auch in diesem Jahr! Sollten Sie nicht zum Gottesdienst in die Kirche gehen können, so gibt es auch Möglichkeiten der Online-Spende. Nicht nur wir, sondern vor allem unsere Projektpartner sind Ihnen sehr dankbar dafür.

Interview: Patrick Kleibold

Information:
www.bonifatiuswerk.de



Generalsekretär Monsignore Georg Austen. Foto: Wilfried Hiegemann

der 30-Jährige. Dass Dinge so offen gefragt werden können, ist ein Verdienst der Schwestern. Für die jungen Menschen handeln sie authentisch und werden so in ihrem Wirken glaubwürdig.

Einen Ort, an dem junge Menschen Glauben, Hoffnung und Vertrauen erfahren können, ist auch das neue Jugendbüro M13. Direkt in der Innenstadt haben Jugendliche in einer ehemaligen Buchhandlung eine Anlaufstelle, in der sie vielfältige und zielgruppengerechte Angebote in Anspruch nehmen können. Ob Hausaufgaben erledigen, kochen, spielen, TV-Abende oder Gesprächsrunden – gemeinsam mit der Arbeitsstelle für Jugendpastoral im Bistum bieten die Don-Bosco-Schwestern den jungen Menschen in ihrem alltäglichen Umfeld einen offenen Treffpunkt an.

Damit die Kinder- und Jugendarbeit der Schwestern weiterhin gelingen kann, gibt es schon Pläne zur Weiterentwicklung des Zentrums. Dafür hoffen die Ordensfrauen auf die Unterstützung des Bonifatiuswerkes, das sich der Anliegen der Katholiken annimmt, die in einer Minderheit leben. Ihnen steht das „Hilfswerk für den Glauben“ solidarisch zur Seite.

Anker des Vertrauens

„Das Team der Don-Bosco-Schwestern in Magdeburg zeigt auf eindrückliche Weise, wie das Leitwort unserer Diaspora-Aktion 2020 ‚Werde Hoffnungsträger!‘ mit Leben gefüllt werden kann“, sagt der Generalsekretär des Bonifatiuswerkes, Monsignore Georg Austen. „Die Ordensschwestern und Mitarbeiter lassen ihre Hoffnung überspringen und setzen für viele junge Menschen einen Anker des Vertrauens. Durch sie ist zu spüren, was christliche Hoffnung bedeutet, die andere inspirieren, motivieren und mitreißen kann.“

Theresa Meier

Kurz und wichtig



Audienzen eingestellt

Der Vatikan stellt die wöchentlichen Generalaudienzen von Papst Franziskus bis auf weiteres wieder ein. Grund sei ein positiv auf Corona getesteter Teilnehmer bei der Begegnung mit dem Kirchenoberhaupt am 21. Oktober. Es gelte, jedes Risiko für die Besucher zu vermeiden, hieß es. Franziskus wird sich – wie schon nach dem Ausbruch der Pandemie im Frühjahr – mittwochs ab sofort nur noch mit einer Liveübertragung aus der Päpstlichen Bibliothek an die Gläubigen wenden.

Beschlüsse begrüßt

Die Deutsche Bischofskonferenz hat die Beschlüsse der Bundesregierung und der Ministerpräsidenten zum weiteren Vorgehen gegen die zweite Corona-Welle begrüßt. „Die Maßnahmen sind notwendig und gleichzeitig brauchen wir ein Höchstmaß an Eigenverantwortung und Solidarität“, erklärte der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing (Foto: KNA). „Wir sind den politisch Verantwortlichen dankbar für ihren Einsatz.“ Der Limburger Bischof rief dazu auf, sich angesichts der Pandemie vorsichtig zu verhalten und das neue Regelwerk auch im kirchlichen Bereich zu beachten.

Kolping heilig?

Das Kolpingwerk Deutschland sammelt Unterschriften für die Heiligsprechung seines Gründers Adolph Kolping (1813 bis 1865). „Das Leben und Wirken Kolpings hat Strahlkraft – bis in unsere heutige Zeit“, heißt es in der auf ein Jahr angelegten Online-Petition des katholischen Sozialverbands. Anlass ist das 30-Jahr-Jubiläum der Seligsprechung Kolpings am 27. Oktober 2021. Die Unterschriften der Petition „Kolping ist mir heilig“ sollen im kommenden Jahr dem Papst überreicht werden.

Kinderschutz wahren

Der Infektionsschutz in der Corona-Krise darf aus Sicht der Caritas nicht zulasten von Kindern und Jugendlichen in schwierigen sozialen Lebenslagen gehen. Die Maßnahmen zur Kontaktvermeidung hätten zuletzt dazu geführt, dass Kinder und Jugendliche in schwierigen familiären Situationen nicht in dem Maße unterstützt werden konnten wie es nötig gewesen wäre. Das betonten die Caritas und die katholischen Jugendhilfeeinrichtungen im Erzbistum Freiburg. Sie appellierten an Politik und Landesregierung, Infektionsschutz nicht über Kinderschutz zu stellen.

Kein Staatsbürger

Ein Muslim, der aus religiösen Gründen Frauen nicht die Hand gibt, erhält nicht die deutsche Staatsbürgerschaft. Dies hat der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg entschieden. Wer aufgrund einer „fundamentalistischen Kultur- und Wertevorstellung“ einen Händedruck ablehne, weil er Frauen als „eine dem Mann drohende Gefahr sexueller Versuchung beziehungsweise unmoralischen Handelns“ sehe, lehne damit eine „Einordnung in die deutschen Lebensverhältnisse ab“, erläuterten die Richter.



Papst besucht deutschen Friedhof

ROM (KNA) – Papst Franziskus hat am katholischen Totengedenktage Allerseelen eine Messe in der Kirche des deutschen Friedhofs im Vatikan gefeiert. Wegen der Corona-Pandemie fand der Gottesdienst mit nur wenigen Teilnehmern statt. Gebetet wurde in der Messe unter anderem für Migranten, Opfer der Corona-Pandemie und für die namenlos Verstorbenen weltweit. Nach dem Gottesdienst ließ sich der Papst von Rektor Hans-Peter Fischer über den Friedhof des Campo Santo führen (im Bild). Er verweilte am Grab eines Obdachlosen und segnete es. Der Campo Santo Teutonico neben dem Petersdom ist seit zwölf Jahrhunderten letzte Ruhestätte für deutschsprachige Pilger. Auch prominente Deutsche, die in Rom lebten, liegen dort begraben. Im Anschluss betete Franziskus in der Unterkirche des Petersdoms für die dort bestatteten Päpste. Foto: imago images/Independent Photo Agency Int.

ERSCHRECKEND UND IRRITIEREND

Keine Angst vor der Wahrheit

Schönstatt will Vorwürfe gegen Pater Kentenich aufklären

VALLENDAR (KNA) – Mit Blick auf massive Vorwürfe gegen den Gründer der Schönstatt-Bewegung, Pater Josef Kentenich, hat die Leitung der katholischen Bewegung ihren Aufklärungswillen bekräftigt.

„Wir haben keine Angst vor der Wahrheit. Wir sind daran interessiert, dass alles ans Licht kommt“, schreibt Pater Juan-Pablo Catoggio vom Generalpräsidium der Schönstatt-Bewegung in einem Brief an Freunde und Angehörige der Schönstattfamilie. „Wir stellen uns einer gründlichen historischen Aufarbeitung.“

Die von der Historikerin Alexandra von Teuffenbach veröffentlichten Vorwürfe gegen Kentenich seien erschreckend und irritierend. Alle positiven und anklagenden Zeugnisse seien bislang nur den für das Seligsprechungsverfahren verantwortlichen Personen bekannt gewesen. „Daher sind die jetzigen Veröffentlichungen für uns bis in alle Gemeinschaften der Schönstatt-Bewegung hinein neu und schockierend.“

Der Vorsitzende des Generalpräsidiums betonte zugleich, die Anschuldigungen widersprächen „unseren sehr positiven Erfahrungen

mit der Person und der Botschaft Pater Kentenichs. Für Kentenich und die Schönstattbewegung seien die Freiheit, die Würde des Menschen, besonders der Frau, sowie gesunde natürliche und religiöse Bindungen besonders wichtig. „Die vorgelegte Dokumentensammlung reicht nicht, um die Wahrheit zu finden“, betont Catoggio.

Sein Brief ist die zweite offizielle Reaktion aus der Schönstatt-Bewegung. Zuvor hatte die Leitung der Schönstatter Marienschwestern die Dokumentation als „offensichtlich einseitig“ bezeichnet und gefordert, die „Glaubhaftigkeit von Aussagen sowie eventuelle Motive, die zu einer Aussage führten“ umfassend zu untersuchen.

Die in Rom tätige Kirchenhistorikerin von Teuffenbach wirft Kentenich systematische Manipulation, Machtmissbrauch und sexuelle Übergriffe vor. Die Forscherin stützt sich unter anderem auf neu zugängliche vatikanische Dokumente aus der Zeit des Pontifikats von Papst Pius XII. (1939 bis 1958). Sie hat ihre Anschuldigung in dem Buch „Vater darf das!“ veröffentlicht. Es enthält Schilderungen mehrerer Schönstatter Marienschwestern, die Kentenich schwer belasten.

VIELLEICHT AUCH POLITISCH MOTIVIERT

Der Papst setzt ein Zeichen

Washingtons dunkelhäutiger Erzbischof Wilton Daniel Gregory wird Kardinal

WASHINGTON – Papst Franziskus hat mit Wilton Gregory erstmals in der US-Geschichte einen Schwarzen zum Kardinal ernannt. Eine Botschaft an Amerikas Katholiken, die noch weit über die Präsidentschaftswahl hinaus reichen wird.

Die Eindrücke von dem offenen Sarg mit dem Leichnam des 14-jährigen Emmett Till, den weiße Rassisten 1955 in Mississippi ermordeten, verfolgen Erzbischof Wilton Gregory bis heute. Seine Eltern hatten ihren Sohn damals an dem geschändeten Körper des schwarzen Teenagers vorbeigeführt, der zur Beisetzung an seinen Geburtsort Chicago zurückgekehrt war.

„Ich erinnere mich daran, wie mich dieses schreckliche Ereignis überwältigt hat“, erzählte der heute 72-jährige Gregory im Juni in einem Online-Forum der von Jesuiten geleiteten Universität Georgetown. Wie Emmet wuchs Gregory auf der armen South Side von Chicago auf.

Heute blickt der Erzbischof von Washington auf eine lange Karriere in der katholischen Kirche zurück. Nun kündigte Papst Franziskus seine Erhebung in den Kardinalsstand an. Am 28. November wird er zusammen mit zwölf weiteren Geistlichen in den Senat des Papstes aufgenommen.

Gregorys Mutter, eine Sängerin, verdiente ihr Geld unter anderem mit Radio-Clips für den Hersteller von „Aunt Jemima“-Produkten, die mit dem von Kritikern als rassistisch gewerteten Bild einer schwarzen Köchin für Sirup und Pfannkuchenumischungen warben. Der Vater ar-



▲ Erzbischof Wilton Daniel Gregory (links) während eines Gottesdienstes am 23. Januar in Washington.

Foto: KNA

beitete mit den ersten Computern. Beide Eltern waren nicht religiös, pflanzten ihrem Sohn aber einen tiefen Sinn für soziale Gerechtigkeit ein. Der Abschied am Sarg des geschändeten Emmett gehörte dazu.

Deutliche Worte fand der Erzbischof für Donald Trumps Auftritt am Schrein für den heiligen Papst Johannes Paul II. in Washington. Die konservativen Kolumbus-Ritter, die den Schrein verwalten, hatten den Präsidenten dort nach der gewaltsamen Vertreibung friedlicher „Black Lives Matter“-Demonstranten vor dem Weißen Haus willkommen geheißen.

Der sonst eher diplomatisch auftretende Gregory nannte es „verwirrend und verwerflich“, dass eine katholische Einrichtung es zulasse, auf so „ungeheuerliche Weise missbraucht und manipuliert zu werden“. Das saß – und trug dem im Mai 2019 angetretenen Nachfolger des über den Umgang mit dem Missbrauchsskandal gestolperten Kardinal Donald Wuerl (79) Kritik ein. Es sei schändlich, erklärte ein Sprecher des Weißen Hauses, dass der neue Erzbischof „den tiefen Glauben und die Motive des Präsidenten infrage stellt“.

Der Platz für Washington wird also in gewisser Weise für den derzeitigen Amtsinhaber frei.

Mehr als ein Zufall

Dennoch halten manche Beobachter den Zeitpunkt der Ernennung – knapp eine Woche vor den Präsidentschaftswahlen am 3. November – für mehr als einen Zufall. Wohl eine Überinterpretation: Der entscheidendere Schritt von Franziskus war Gregorys Beförderung nach Washington, ins Herz von Amerikas Demokratie.

Die 51 Millionen Katholiken stellen in den entscheidenden „Swing States“ von Arizona, Michigan, North Carolina, Ohio, Pennsylvania und Wisconsin eine starke Wählergruppe. Joe Biden, ein praktizierender Katholik, und Trump scheuten jeweils keine Mühen, um diese Klientel zu umwerben.

Die Berufung des ehemaligen Vorsitzenden der US-Bischofskonferenz ins Kardinalskollegium, das den nächsten Papst wählt, mag auch als Wink an die US-Katholiken gedacht gewesen sein, ihre Entscheidung am 3. November gut zu überdenken. Mit der Nominierung des ersten schwarzen Kardinals in der US-Geschichte gibt Franziskus jedenfalls klar zu erkennen, wo er steht. Thomas Spang

„Verabscheuungswürdig“

Islamistischer Anschlag in der Wiener Innenstadt – Vier Tote

WIEN/BERLIN (KNA/red) – Nach dem Anschlag in der Wiener Innenstadt steht für die Ermittler ein islamistischer Hintergrund fest.

Ein am Montagabend von der Polizei getöteter Täter sei Anhänger der Terrormiliz „Islamischer Staat“ gewesen, sagte Österreichs Innenminister Karl Nehammer am Dienstag. Demnach gab es bei Redaktionsschluss vier Todesopfer, zwei Männer und

zwei Frauen. 18 weitere Menschen wurden teils schwer verletzt.

Der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki schrieb auf Facebook, er sei tief erschüttert von den Nachrichten aus Wien: „Gewalt und Terror sind durch nichts zu rechtfertigen.“ Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick nannte die Tat einen „verabscheuungswürdigen Terroranschlag“. Auf Facebook wünschte er den Angehörigen Trost.

US-Präsident Donald Trump und Frau Melania im Juni am Schrein des heiligen Johannes Paul II. in Washington. Erzbischof Gregory erklärte dazu, die katholische Einrichtung habe sich manipulieren lassen.

Foto: imago images/Zuma Wire





Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat November

... dafür, dass die Entwicklung von Robotern und künstlicher Intelligenz stets dem Wohl der Menschheit dient.



PAPST ÜBER HOMOSEXUELLE

Vatikan: Keine Änderung der Lehre

ROM (KNA) – Der Vatikan bemüht sich, Interpretationen einer Papst-Äußerung über homosexuelle Lebensgemeinschaften geradezurücken. In einem Rundschreiben des Staatssekretariats an Bischöfe weltweit heißt es, die fraglichen Zitate in einem Dokumentarfilm seien aus dem Kontext genommen. Die kirchliche Lehre bleibe unverändert.

Im Dokumentarfilm „Francesco“ des russischen Regisseurs Jewgeni Afinejewski erklärt der Papst, Homosexuelle hätten „das Recht, in einer Familie zu sein“. Direkt anschließend spricht sich Franziskus für einen staatlichen Rechtsrahmen ziviler Partnerschaften aus. In dieser Kombination riefen die Aussagen kontroverse Reaktionen hervor.

Das Schreiben des Staatssekretariats stellt dazu fest, die beiden montierten Interviewaussagen richteten sich auf unterschiedliche Sachverhalte. Der erste Teil beziehe sich darauf, dass innerhalb einer Familie Kinder mit sexueller Orientierung nicht diskriminiert werden dürften. Gegenstand der zweiten Aussage war dagegen ein argentinisches Gesetzesvorhaben vor zehn Jahren zur rechtlichen Gleichstellung homosexueller Paare.

„Er bleibt – und das ist gut so“

Der neue Patriarch von Jerusalem ist mit der Region bestens vertraut

JERUSALEM – Kirchenpolitisch betrachtet dürfte es eines der schwierigsten geistlichen Ämter überhaupt sein: Papst Franziskus hat den bisher als Apostolischer Administrator für das Heilige Land zuständigen Pierbattista Pizzaballa zum Lateinischen Patriarchen von Jerusalem ernannt. Auch die politische Situation hat sich zuletzt nicht gerade entspannt.

Vor dem Hintergrund des Konflikts zwischen Israel und Palästinensern gilt das Gelände des „Patriarchat“ genannten kirchlichen Amtsbereichs als völlig vermint. Hinzu kommt die Minderheitensituation der Christen, die in Israel etwa zwei Prozent und in den Palästinenser-Gebieten nur rund ein Prozent der Bevölkerung ausmachen. Diese winzige Minderheit unterteilt sich in etwa 50 Kirchen. Unter ihnen gehört allerdings die römisch-katholische Kirche zu den zahlenmäßig stärksten. Bekanntermaßen ist aber auch das Miteinander zwischen den Konfessionen nicht immer problemlos.

Auch schon innerhalb der römischen Kirche im Heiligen Land – hier die „lateinische“ genannt – gibt es Reibungspunkte: Patriarch Pizzaballa ist Oberhirte für einheimische

Christen arabischer Muttersprache – etwa in Galiläa, Gaza oder Bethlehem –, die sich als Palästinenser und als Nachfahren der Urchristen sehen. Daneben ist der aus der Lombardei stammende Geistliche aber auch für die mittlerweile zahlenmäßig wohl ebenso starke Gemeinde der Migranten zuständig, die beispielsweise aus Rumänien, den Philippinen, Sri Lanka oder auch aus Afrika stammen.

Einige sprechen Hebräisch

Nicht zuletzt sind dem 1965 geborenen früheren Kustos der Franziskaner diejenigen Katholiken anvertraut, die – oft als Kinder aus binationalen Ehen oder von Migranten – in einem jüdischen hebräischsprachigen Umfeld aufwachsen. Auch das Königreich Jordanien sowie Zypern gehören zum Gebiet des Patriarchats.

Zu dieser Amtsbürde kommt eine Sorge hinzu: Zwar existiert seit 1993 ein Grundlagenvertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Staat Israel, allerdings sind wichtige Fragen zu Wirtschafts- und Steuerangelegenheiten ungeklärt. Die Einigung steht bis heute aus, das beiderseitige Verhältnis gilt als belastet. Dass der neu ernannte Patriarch

Hebräisch spricht, kann da nur von Vorteil sein.

Pizzaballa kennt das Heilige Land in- und auswendig, hat er doch gut die Hälfte seines Lebens dort zugebracht: zunächst als Student und Dozent, dann von 2004 bis 2016 als Kustos und schließlich als Apostolischer Administrator des Patriarchats. Nun machte ihn Franziskus am Vorabend des Festes Unserer Lieben Frau von Palästina zum Nachfolger des Jordaniers Fouad Twal. Der Ordensmann aus der Nähe von Bergamo setzt – nach Twal und dessen Vorgänger, dem Palästinenser Michel Sabbah – die lange Reihe italienischer Patriarchen fort.

Auch mit dem Ehrenzeichen für Metropolitan-Erzbischöfe wurde der 55-Jährige wenige Tage nach seiner Ernennung bereits ausgestattet: In der vorigen Woche empfing er im Vatikan aus der Hand des Papstes das sogenannte Pallium.

Pizzaballa habe zuletzt seine Aufgabe, die wirtschaftliche und personelle Situation des Patriarchats zu festigen, für beendet gehalten, erklärt der Rektor des österreichischen Hospizes in der Jerusalemer Altstadt, Markus St. Bugnyár. „Nun bleibt er – und das ist gut so“, freut sich der Priester. Der neue Patriarch habe bewiesen, dass er es kann. Dem Papst sei für diese „mutige Entscheidung“ zu danken.

Mutig ist Pizzaballa selbst – und aufrichtig. Erst wenige Tage vor seiner Ernennung hatte er mahnend das allgemeine Desinteresse am Nahostkonflikt kritisiert, ebenso wie das Abkommen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten. Gegenüber Vatican News sagte er: „Die Palästinenser sind schon lange genug isoliert! Jetzt sind sie im Vergleich zur arabischen Welt noch stärker in die Isolation geraten.“ Er wünsche sich Politiker mit Visionen und Verantwortungsbewusstsein. Das könnte im Hinblick auf die Wahl an die Adresse der USA gerichtet gewesen sein. *Johannes Zang*



▲ Franziskus stattet Patriarch Pierbattista Pizzaballa mit dem Pallium aus. Foto: KNA

GRUNDSATZAPPELL

Wie der Papst von Europa träumt

Franziskus an Kardinal Parolin: EU soll menschenfreundlich und „eine Familie“ sein

ROM – „Europa, finde zu dir selbst!“ Das schreibt Papst Franziskus, der selbst Träger des Aachener Karlspreises ist, in einem vorige Woche veröffentlichten Brief anlässlich des 50. Jahrestags der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und den europäischen Institutionen. Angesichts der Corona-Krise dürfe die EU nicht der „Versuchung von Alleingängen“ verfallen.

Der Brief des Papstes ist an Kardinal Pietro Parolin adressiert. Der Kardinalstaatssekretär, der als Chefdiplomate für die Beziehungen des Vatikans zu anderen Staaten und Institutionen verantwortlich ist, sollte ursprünglich zu verschiedenen Jubiläumsveranstaltungen nach Brüssel reisen. An den dort geplanten Treffen nahm er dann aber wegen der Reisebeschränkungen nur per Videokonferenz teil.

Schumanns Erklärung

Diese Jubiläen haben Franziskus nach eigenem Bekunden zu seinem Schreiben veranlasst: neben dem 50. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen des Vatikans mit den damaligen „Europäischen Gemeinschaften“ (EG) wird in diesem Jahr das 40-Jahr-Jubiläum der Comece begangen, der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Union. Zudem wurde vor kurzem der Schumann-Erklärung vor 70 Jahren gedacht, mit der Europa die Spaltungen des Krieges zu überwinden begann.

Der päpstliche Brief ist ein Grundsatzappell an den Kontinent. Franziskus formuliert darin seine Hoffnung auf mehr Geschwisterlichkeit und Solidarität innerhalb der Staatengemeinschaft. Nur so werde man in der Lage sein, „die



▲ Papst Franziskus träumt von einem „solidarischen und großzügigen Europa“. Sein Brief an Kardinal Parolin ist ein Grundsatzappell an die EU. Symbolbild: KNA

anstehenden Probleme gemeinsam anzugehen“, mahnt er angesichts der Corona-Krise. Es gehe um eine gemeinsame Vision für die Zukunft.

Derzeit gebe es „Indizien für einen Rückschritt“, warnt der Papst. Europa dürfe sich nicht in den Bann derer ziehen lassen, „die Klage und Spaltung zu ihrem persönlichen, sozialen und politischen Lebensstil machen“. „Die Originalität Europas liegt vor allem in seinem Menschenbild und in seiner Weltsicht; in seiner Fähigkeit, Initiativen zu ergreifen, und in seiner praktischen Solidarität.“ Die Frage nach der „Vision für die Zukunft Europas“ beantwortet er dann in einem ersten Schritt so:

Das Leben schützen

„Ich träume also von einem menschenfreundlichen Europa; von einem Kontinent, in dem die Würde eines jeden respektiert wird, in dem der Mensch an sich einen Wert darstellt und nicht zu einem

Eigenschaft jedes Menschen und jedes Volkes zu würdigen weiß, ohne zu vergessen, dass sie eine gemeinsame Verantwortung verbindet“. Besonders die Pandemie habe gezeigt, „dass niemand es alleine schafft und dass eine gewisse individualistische Auffassung nur zu Entmutigung und Einsamkeit führt.“

Sodann wünscht sich der Papst ein „solidarisches und großzügiges Europa“ und träumt von „einem einladenden und gastfreundlichen Ort, wo die Nächstenliebe – welche die höchste christliche Tugend ist – alle Formen von Gleichgültigkeit und Egoismus überwindet“. In diesem Zusammenhang erläutert er sein Verständnis von Solidarität: Sie sei „ein grundlegender Ausdruck jeder Gemeinschaft“ und dürfe sich nicht darauf beschränken, „nur im Bedarfsfall in grundlegenden Belangen zu helfen.“ An Europa richtet der Papst dabei den Appell, „verfügbar, nahe und bereit zu sein, die anderen Kontinente, dabei denke ich speziell an Afrika, durch internationale Zusammenarbeit zu unterstützen.“

Offen für Transzendenz

Schließlich wirbt Franziskus für ein „gesund säkulares Europa, in dem Gott und Kaiser zwar unterschiedliche, aber nicht einander entgegengesetzte Wirklichkeiten bezeichnen“. Die Gläubigen sollten frei sein, „ihren Glauben öffentlich zu bekennen“. Denn es sei offenkundig, „dass ein politisches System, das die Offenheit für die Transzendenz nicht achtet, auch die menschliche Person nicht angemessen respektiert“. Die Christen ermutige er, „sich mit Mut und Entschlossenheit zu engagieren, um ihren Beitrag in allen Bereichen, in denen sie leben und arbeiten, zu leisten“.

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Hildegard Schütz ist Vorsitzende des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Augsburg. Sie unterrichtet Latein und katholische Religionslehre.

Hildegard Schütz

Ein Gebot der Nächstenliebe

Die Zahl der Corona-Neuinfektionen steigt rasant an. Damit steigt auch die Unsicherheit. Da widersprachen sich Virologen und selbst ernannte Experten, da wurde auf politischem Gebiet ein Flickenteppich von Eindämmungsmaßnahmen ausgelegt. Das ist verständlich, weil es kein Patentrezept, noch keine Impfung, kein spezielles Medikament gibt. Nun haben die Kanzlerin und die Ministerpräsidenten die Reißleine gezogen, um mit einem eingeschränkten Lockdown – trotz aller wirtschaftlichen Probleme – den weiteren exponentiellen Anstieg der Infektionen zu unterbrechen.

Gegenüber allen ernsthaften Bemühungen, die Infektionszahlen einzudämmen, meldet

sich ein lautes Lager von Corona-Skeptikern zu Wort. Hier scheinen sich Menschen ganz verschiedener politischer Strömungen, Menschen mit ganz unterschiedlichen beruflichen Hintergründen und Lebenseinstellungen von Impfgegnern bis zu Verschwörungstheoretikern zusammenzufinden. Die haben bestenfalls nur Angst oder sehen die Entscheidungen der Regierung kritisch, weshalb sie ihrem Unmut Luft machen.

Das Einfordern von mehr Freiheitsrechten während der Pandemie mag man noch verstehen. Außerst gefährlich und verantwortungslos ist es jedoch, das Infektionsschutzgesetz abzulehnen, die absolut notwendigen Hygienemaßnahmen wie das Abstandhalten

oder das Tragen einer Mund-Nasen-Bedeckung in Frage zu stellen und sogar die Zahl der Corona-Infektionen und deren Auswirkungen als Fake-News darzustellen.

Keiner hat ein sicheres Rezept. Wir als Christen können und müssen die uns angebotenen Informationen mit unserem Verstand sorgfältig prüfen. Wir müssen Gesetze und Autoritäten zu Rate ziehen, uns des Wertes eines jeden menschlichen Lebens bewusst sein und den Schutz von Risikogruppen vor unserer persönlichen Freiheitsrechte stellen – und somit das Gemeinwohl vor unser Eigenwohl. Bemühen wir in diesem Sinne unser Gewissen und leben wir nach dem Gebot der Nächstenliebe!



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Messer gehören in die Küche

Das Messer zählt laut Wikipedia zu den wichtigsten Werkzeugen der Menschen. Schlagen wir freilich die Zeitungen auf oder schalten die Fernsehnachrichten ein, stellen wir erschüttert fest, dass das Messer – nicht nur von jungen Islamisten – immer öfter als tödliche Waffe benutzt wird. Keineswegs nur in Frankreich und England, sondern auch bei uns kommen tödliche Messerattacken immer häufiger vor. Das Messer wird vor allem in den Ländern als Waffe benutzt, in denen es sehr schwer ist, Pistolen oder ähnliches zu beschaffen.

Sind wir dem Gebrauch des Messers als Waffe ausgeliefert, die schwerste und sogar tödliche Verwundungen verursacht? Immer

wieder wird gern darauf hingewiesen, dass der Besitz von Messern schwer nachzuweisen ist. Das ist sicher richtig. Aber durch schärfere Kontrollen ließe sich schon viel verhindern. Überprüfungen der Schultaschen gehören in Einrichtungen mit jungen Menschen, die zur Gewalt neigen, ebenso dazu wie genaue polizeiliche Kontrollen unter gewaltbereiten Jugendlichen.

Auch kommt der Gewaltprävention eine besondere Bedeutung zu. Viele Jugendliche, aber auch ältere Menschen benutzen das Klapp- oder Stichtmesser als Schutz zur Selbstverteidigung. Auf diese Weise kann es allerdings auch schnell zur Angriffswaffe werden.

Um den immer größeren Missbrauch von Messern als Waffen einzudämmen, ist es dringend erforderlich, dass Eltern – so banal es klingt – ihren Kindern deutlich machen, dass Messer zum Schneiden und nicht zum Verletzen oder Töten da sind. Das gilt nicht zuletzt für ausländische Jugendliche, die ein Messer in der Tasche als Zeichen ihrer Männlichkeit verstehen.

Alle Mitglieder unserer Gesellschaft müssen lernen, dass einzig und allein die Polizei Waffen tragen darf. Diese muss zudem öfter als bislang Messer als gefährliche Waffen einziehen dürfen. Das wichtigste Werkzeug der Menschheit ist nicht zum Verletzen oder Töten da, sondern gehört vor allem in die Küche.



Birgit Kelle ist freie Journalistin und Vorsitzende des Vereins „Frau 2000plus“. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Birgit Kelle

Eine Frau macht den Unterschied

Wäre Amy Coney Barrett eine linke Feministin, würde in der feministischen Welt derzeit große Euphorie herrschen: Eine Frau mit sieben Kindern (darunter eines mit Down-Syndrom und zwei adoptierte mit schwarzer Hautfarbe), die dazu noch beruflich erfolgreich ist, wurde Richterin am Höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten von Amerika. Unter anderen Umständen würde man sie als Vorzeigefrau in einer Männerdomäne feiern, die dazu noch authentisches, weil selbst vorgelebtes Engagement gegen Rassismus und die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung vorweisen kann.

Der Grund, warum sich statt Feierlaune eher blankes Entsetzen in der feministischen

Riege breit macht, beruht auf drei Faktoren: Barrett ist konservativ, katholisch und gegen Abtreibung. Sie steht damit für fast alles, was der Feminismus bekämpft. Deswegen kann sie nicht auf die Solidarität ihrer emanzipierten „Schwestern“ hoffen. Sie steht auf der falschen Seite der Macht – und wurde zu allem Überflus von Präsident Donald Trump berufen.

Bis nach Deutschland machen sich die Befürchtungen breit, dass vor allem die Abtreibungsgesetzgebung in den USA in den kommenden Jahren gekippt werden könnte. Haben sich doch mit Mrs. Barrett die Mehrheitsverhältnisse am Supreme Court mit sechs zu drei zugunsten der Konservativen verschoben. Da die Richter auf Lebenszeit gewählt

sind und Barrett mit 48 Jahren gar die jüngste im Gremium ist, wird das noch sehr lange so bleiben, sollte nicht ein Richter sterben. Die Befürchtung kommt nicht von ungefähr. War es doch im Jahr 1973 genau dieser Gerichtshof, der im berühmten Präzedenzfall „Roe vs. Wade“ das Tor zur Legalisierung von Abtreibung in den USA geöffnet hatte.

Zwei Dinge werden an der Personale Amy Barrett sichtbar. Erstens: Feminismus grenzt selbst Frauen aus, sofern sie anders denken als von Feministinnen gewünscht. Und zweitens: Ein einzelner Mensch kann manchmal den Unterschied machen. Aber ist das nicht auch eine Botschaft, die Hoffnung macht? Für den Lebensschutz ist Barrett jedenfalls ein Gewinn.

Leserbriefe



▲ Trägt die Landwirtschaft wesentlich zu Artensterben und Klimawandel bei? Die Autoren der Leserbriefe bezweifeln das. Foto: gem

Prügelknabe der Nation

Zu „Die Seele dieser Erde“ in Nr. 40:

Jetzt werden also auch von kirchlicher Seite die Bauern als Prügelknabe der Nation hingestellt. Für alles, was schiefläuft auf unserem Planeten, wird die Landwirtschaft verantwortlich gemacht! Der Interviewpartner spricht von industrieller Landwirtschaft. Wie ist das möglich in unserem kleinstrukturierten Land? Ich glaube, in unseren Köpfen ist längst angekommen, nicht zu viel Fleisch zu essen. Doch ist es etwas Schlechtes, kein Vegetarier oder Veganer zu sein?

Ohne Tierhaltung ist eine nachhaltige Bodenbewirtschaftung fast nicht möglich, weil die Nährstoffe, die die Pflanze dem Boden entzieht, nicht ersetzt werden. So verarmt der Boden. Wie sollen die Milliarden von Menschen überhaupt ernährt werden? Von sich selbst überlassener Natur gewiß nicht!

Der Interviewpartner redet von der nächsten Pandemie. Als in unserem Land Pest und Cholera wüteten, gab es mit Sicherheit keine industrielle

Landwirtschaft, sondern Hunger und Armut. Auch wenn er beim Spaziergang nicht Kibitz und Lerche sieht, muss nicht die Art ausgestorben sein. Unsere Erde, Flora und Fauna, befindet sich im stetigen Wandel.

Wenn sich etwas zum Besseren wenden soll, müssen alle dazu beitragen und auf Bequemlichkeit, Luxus und Freiheit verzichten. Nur so kann es gut werden.

Viktoria Achter, 86551 Walchshofen

In dem Interview wird behauptet, die industrielle Landwirtschaft sei die wesentliche Ursache des Artenschwunds. Wir haben bei uns in den vergangenen Jahren noch nie so viele Schwalben im Stall und im Winter am Futterhäuschen gehabt. Wer macht denn die Umwelt und das Klima kaputt? Ist das nicht der Wohlstand? Was täten wohl die Umwelt- und Naturschützer, wenn nicht die Generationen vor uns die Kulturlandschaft aufgebaut und gepflegt hätten?

Es ist nicht schön, den Berufsstand, der 365 Tage im Jahr sein Vieh versorgt und pflegt und damit verantwortlich ist, dass der Verbraucher jeden Tag etwas zum Essen hat, vor sich herzutreiben! Jeder soll das essen, was er mag. Aber wenn jemand behauptet, die vegetarische Ernährung sei das Wunderbarste, kann ich nur sagen: Dann viel Glück bei Kraut und Rüben!

Leonhard Albrecht, 87724 Ottobeuren

Ein Migrant für jeden Priester

Zu „Anerkennung kommt“ in Nr. 40:

Schade, dass die Bischöfe auf der Herbstvollversammlung bei der Frage des Asylsystems Lösungen gefunden haben, die auch von der Partei „Die Linke“ stammen könnten. Gut menschlich, zu Lasten Dritter, mit dem Finger auf andere zu zeigen und von sich abzulenken, ist eine sehr einfache Lösung.

Der richtige Ansatz muss meines Erachtens sein: Jeder Bischof und jeder Priester nimmt einen Migranten, Asylanten oder Wirtschaftsflüchtling in seiner eigenen Wohnung auf. Er übernimmt alle Kosten. Er kümmert sich um seine positive Weiterentwicklung zu einem selbstständigen, eigenverantwortlichen Mitbürger.

Die Pfarrhäuser sind in der Regel so groß, das sich ein kleines Zimmer zur Unterbringung finden lässt. Wenn beide in der selben Dusche duschen, auf dem gleichen Sofa ausruhen, auf dem gleichen Tisch dasselbe Essen einnehmen, sind die Kosten überschaubar. Ich habe genau das in meiner Familie mit einem Mann aus Uganda ein Jahr lang praktiziert.

Sollte dies objektiv nicht möglich sein, spendet der betreffende Bischof oder Priester 20 Prozent seines zu versteuernden Einkommens an eine entsprechende kirchliche Missionsorganisation. Erst wenn so etwas von der Institution Kirche umgesetzt wird, hat sie das Recht, zu Lasten Dritter zu fordern. Nur so ist sie glaubwürdig.

Roland Krebs, 94469 Deggendorf



▲ Abstand, Hygiene und Alltagsmaske: Der Autor des Leserbriefs fordert, sich an die AHA-Regeln zur Eindämmung der Corona-Pandemie zu halten. Foto: gem

Fehler bleiben nicht aus

Zu „Ein ‚religiöser‘ Irrweg?“ (Leserbriefe) in Nr. 40:

Der Leserbriefschreiber spricht von der „Corona-Religion“. Warum? Niemand betet das Virus an! Im Gegenteil. Das Virus ist unverändert eine Gefahr, die noch zu unbekannt ist, um finale Aussagen treffen zu können. Wissenschaftler rund um den Globus entdecken immer wieder Neues, verwerfen alte Theorien, um sich schrittweise dem zu nähern, was in unbestimmter Zukunft die Pandemie lösen wird. So und nicht anders funktioniert Wissenschaft. Bis zur Lösung des Problems ist es unbedingt erforderlich, sachlich zu bleiben.

Im Kampf gegen das Virus bleiben Fehler nicht aus. Um so wichtiger ist es, jene Strategien wie die AHA-Regel, die sich beleghaft als hilfreich erwiesen haben, nicht zu bekämpfen. Es gibt keine einfachen Antworten und aktuell noch sehr viele offene Fragen. Die Bundesregierung schafft es – anders als

einige unserer Nachbarregierungen –, relativ sachlich zu bleiben und hört denjenigen zu, die sich von Berufs wegen besser auskennen.

Ich kann nur an jeden appellieren, bei der Suche nach einer eigenen Meinung nicht jenen Schwurblern zuzuhören, welche sich der faktenorientierten Diskussion verweigern und die Pandemie nutzen, um ihren Hass weiterzuerweitern. Die Bistümer geben hierzu in der Regel sehr gute Orientierung.

S. Jürgen Zimmermann, 76646 Bruchsal

So erreichen Sie uns: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg Telefax: 08 21 / 50 242 81 E-Mail: redaktion@suv.de oder les@bildpost.de

Foto: Wald-Bürger8 via Wikimedia Commons/CC-BY-SA 4.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0)

Frohe Botschaft

32. Sonntag im Jahreskreis

Erste Lesung

Weish 6,12-16

Strahlend und unvergänglich ist die Weisheit; wer sie liebt, erblickt sie schnell, und wer sie sucht, findet sie. Denen, die nach ihr verlangen, kommt sie zuvor und gibt sich zu erkennen.

Wer sie am frühen Morgen sucht, braucht keine Mühe, er findet sie vor seiner Tür sitzen. Über sie nachzusinnen, ist vollkommene Klugheit; wer ihretwegen wacht, wird schnell von Sorge frei.

Sie geht selbst umher, um die zu suchen, die ihrer würdig sind; freundlich erscheint sie ihnen auf allen Wegen und kommt ihnen entgegen bei jedem Gedanken.

Zweite Lesung

1 Thess 4,13-18

Schwestern und Brüder, wir wollen euch über die Entschlafenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben.

Denn wenn wir glauben, dass Jesus gestorben und auferstanden ist, so

wird Gott die Entschlafenen durch Jesus in die Gemeinschaft mit ihm führen. Denn dies sagen wir euch nach einem Wort des Herrn: Wir, die Lebenden, die noch übrig sind bei der Ankunft des Herrn, werden den Entschlafenen nichts voraushaben.

Denn der Herr selbst wird vom Himmel herabkommen, wenn der Befehl ertönt, der Erzengel ruft und die Posaune Gottes erschallt. Zuerst werden die in Christus Verstorbenen auferstehen; dann werden wir, die Lebenden, die noch übrig sind, zugleich mit ihnen auf den Wolken in die Luft entrückt zur Begegnung mit dem Herrn. Dann werden wir immer beim Herrn sein.

Tröstet also einander mit diesen Worten!

Evangelium

Mt 25,1-13

In jener Zeit erzählte Jesus seinen Jüngern das folgende Gleichnis: Mit dem Himmelreich wird es sein wie mit zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und dem Bräutigam entgegen gingen. Fünf von

ihnen waren töricht und fünf waren klug. Die törichten nahmen ihre Lampen mit, aber kein Öl, die klugen aber nahmen mit ihren Lampen noch Öl in Krügen mit. Als nun der Bräutigam lange nicht kam, wurden sie alle müde und schliefen ein.

Mitten in der Nacht aber erscholl der Ruf: Siehe, der Bräutigam! Geht ihm entgegen! Da standen die Jungfrauen alle auf und machten ihre Lampen zurecht.

Die törichten aber sagten zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, sonst gehen unsere Lampen aus! Die Klugen erwiderten ihnen: Dann reicht es nicht für uns und für euch; geht lieber zu den Händlern und kauft es euch!

Während sie noch unterwegs waren, um es zu kaufen, kam der Bräutigam. Die Jungfrauen, die bereit waren, gingen mit ihm in den Hochzeitssaal und die Tür wurde zugeschlossen.

Später kamen auch die anderen Jungfrauen und riefen: Herr, Herr, mach uns auf! Er aber antwortete ihnen und sprach: Amen, ich sage euch: Ich kenne euch nicht.

Seid also wachsam! Denn ihr wisst weder den Tag noch die Stunde.

Lesejahr A



Wilhelm von Schadow, Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen, 1842 (Ausschnitt), Städel Museum, Frankfurt am Main.

Gedanken zum Sonntag

Zur rechten Zeit richtige Vorsorge treffen

Zum Evangelium – von Prälat Wolfgang Oberröder



Seit Anfang der 1980er Jahre hat sich in der soziologischen Wissenschaft der Begriff der Postmoderne wieder aktualisiert. Die früheren Ansätze der Moderne werden von manchen Soziologen als eindimensional und despotisch abgelehnt. So wird aus dieser Ecke auch das Verhalten und die Wegweisung unserer Kirche und anderer Religionsgemeinschaften kritisiert. Die sogenannte Postmoderne sieht die bisherigen Anliegen als gescheitert an. Wegweisungen wollten angeblich nur den Menschen beherrschen. Die Gegenwart sei zufällig, pluralistisch und chaotisch.

Diesen letzten Befund muss ich leider bestätigen. Wir leben in einer chaotischen Zeit. Vieles wird nur noch rein zufällig zur Wirklichkeit. Pluralistische Verhaltensweisen lassen so gut wie alle Lebensformen zu. Doch gestehe ich: In einer solchen Welt will ich nicht leben. Ich brauche Überschaubarkeit und Sicherheit. Allerdings wirft mich die gegenwärtige Weltsituation aus einer Unsicherheit in eine andere Unsicherheit hinein. Überschaubarkeit gibt es schon lange nicht mehr.

Dennoch halte ich entgegen: Mein Leben gründet nach wie vor auf einem festen Fundament. Das ist zum einen mein Glaube und zum anderen meine feste Überzeugung, dass sich das Gute durchsetzen wird – wenn nicht in dieser Welt, dann doch in der Welt Gottes.

Jesus erzählt die Geschichte von den zehn Mädchen mit ihren Lampen. Die einen hatten vorgesorgt, die anderen nicht. Teilen wäre im Bedarfsfall unlogisch gewesen, weil die Vorräte dann für niemanden ausgereicht hätten. Darum heißt es vorsorgen, statt nachträglich zu lamentieren. Zu spät ist zu spät, könnte die Überschrift bei diesem Gleichnis lauten. „Seid wachsam!“, ruft uns der Herr zu. „Denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde.“

Oft und oft höre ich die Klage, wie die Unsicherheiten in unserer Zeit zugenommen hätten. Ich frage aber: Ist unsere Lebenszeit jemals sicher gewesen? Wusste ich am Morgen des Tages, wie sein Abend aussehen würde? Wusste ich um das Wohl oder Übel meiner eigenen Gesundheit und die meiner Mit-

menschen? Wussten wir um Erfolg und Scheitern von politischen Verhandlungen?

Sicherheiten kann mir weder die „Moderne“ noch die „Postmoderne“ geben. Sicherheit erhalte ich im Feststehen meines Glaubens sowie im praktischen und glaubensmäßigen Vorsorgen meines Lebens.

Unter Vorsorge verstehe ich nicht nur die Altersvorsorge in materieller Hinsicht, so wichtig sie auch ist. Vorsorge gilt meinem gesundheitsbedingten Verhalten. Vorsorgen muss ich auch in meinen sozialen Kontakten, das heißt, in meiner aktiven Zeit Bezüge und Freundschaften aufbauen, die bis ins Alter hinein halten können. Vorsorgen soll ich auch in meinem geistlichen Leben mit guten Taten und meinem Gebet – nicht nur für mich.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 4. Woche, 32. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 8. November

32. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Weish 6,12-16, APs: Ps 63,2,3-4,5-6,7-8, 2. Les: 1Thess 4,13-18 (oder 4,13-14), Ev: Mt 25,1-13

Montag – 9. November

Weihetag der Lateranbasilika

M. v. Fest, Gl, Prf Kirchweihe, feierl. Schlusssegen (weiß); Les: Ez 47,1-2,8-9,12 o. 1Kor 3,9c-11,16-17, APs: Ps 46,2-3,5-6,8-9, Ev: Joh 2,13-22

Dienstag – 10. November

Hl. Leo der Große, Papst, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Leo (weiß); Les: Tit 2,1-8,11-14, Ev: Lk 17,7-10 oder aus den AuswL

Mittwoch – 11. November

Hl. Martin, Bischof von Tours

Messe vom hl. Martin (weiß); Les: Tit 3,1-7, Ev: Lk 17,11-19 oder aus den AuswL

Donnerstag – 12. November

Hl. Josaphat, Bischof von Polozk in Weißrussland, Märtyrer

Messe vom hl. Josaphat (rot); Les: Phlm 7-20, Ev: Lk 17,20-25 oder aus den AuswL

Freitag – 13. November

Hl. Stanislaus Kostka, Novize

Messe vom Tag (grün); Les: 2Joh 4-9, Ev: Lk 17,26-37; Messe vom hl. Stanislaus (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 14. November

Marien-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: 3Joh 5-8, Ev: Lk 18,1-8; Messe vom Mariensa, Prf Maria (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Um 1200 in Lauingen an der Donau geboren, erwanderte Albert von seiner schwäbischen Heimat aus ganz Deutschland und viele Länder Europas.

Wie die Natur durchwanderte er auch die Wissenschaften. Seine Werke zu Theologie, Philosophie und Naturphilosophie decken zusammen ungefähr alles ab, was es zur damaligen Zeit überhaupt zu wissen gab.

Er war ein Vordenker und Friedensstifter. Er gilt als Begründer der Kölner Universität und als Retter des Bistums Regensburg. Vor allem aber war der „Mann, der alles wusste“ als Mönch, Prediger und Seelsorger tief verwurzelt im Glauben.

Begegnen Sie diesem faszinierenden Heiligen in unserer Multimedia-Reportage unter www.heiliger-albertus-magnus.de



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage

WORTE DER HEILIGEN:
GREGORIOS PALAMAS

Ruhe in Gott

Gregorios hat sich zu den Zehn Geboten geäußert.

Zum ersten Gebot schrieb er: „Der Herr, dein Gott, ist ein einziger Herr, der im Vater und im Sohn und im Heiligen Geist erkannt wird. Ihn allein sollst du lieben und ihm allein dienen aus all deinem Denken, aus all deinem Herzen und aus all deiner Kraft. Es sollen seine Worte und seine Anordnungen in deinem Herzen sein, um sie zu tun und sie zu betrachten und zu reden, wenn du sitzt und gehst, ruhest und aufstehst. Du sollst des Herrn, deines Gottes, immerfort gedenken, ihn allein fürchten und ihn nicht vergessen, noch seine Gebote. Dann nämlich wird er dir Kraft geben, seinen Willen zu tun. Er verlangt ja nichts anderes von dir, als ihn zu fürchten und zu lieben und auf all seinen Wegen zu wandeln. Er ist dein Ruhm, und er ist dein Gott.“



Heiliger der Woche

Gregorios Palamas

geboren: 1296 oder 1297
gestorben: 14. November 1359 in Thessaloniki
heilig gesprochen (in der orthodoxen Kirche): 1368
Gedenktag: 14. November

Gregor stammte aus einem kleinasiatischen Adelsgeschlecht. Nach dem Tod seines Vaters wurde er von Kaiser Andronikos III. erzogen. Mit etwa 20 Jahren wurde er Einsiedler auf dem Athos. Gegen Barlaam von Kalabrien, einen lateinischen Geistlichen, verteidigte er die Praxis des Hesychasmus (von „Hesychia – Ruhe“: Lehre, wie durch das Taborlicht vom Berg der Verklärung innere Ruhe erlangt werden kann): Aufgrund der Menschwerdung Christi könne dem Mensch durch Askese, die Sakramente und ein geistliches Leben die Gnade Gottes zuteil werden. Das achte Konzil von Konstantinopel bestätigte 1342 diese Lehre. 1344 dennoch exkommuniziert, wurde er drei Jahre später Erzbischof von Thessaloniki. 1354 nahmen ihn die Türken gefangen, doch konnte er wieder zurückkehren. *red*

Und zum zweiten Gebot „Du sollst dir kein Gottesbild machen“ hielt er fest: „Du sollst kein Bild machen von dem, was im Himmel oben und was auf der Erde unten ist, noch von dem, was im Wasser ist, um es anzubeten und wie Götter zu verehren!“ Denn alles ist die Schöpfung des einen Gottes, der in den letzten Zeiten aus dem Schoß der Jungfrau Fleisch angenommen hat, auf Erden erschienen ist und bei den Menschen wohnte, für das Heil der Menschen gelitten hat und gestorben ist, auferstand und mit dem Leib in den Himmel aufstieg und sich zur Rechten der Majestät in der Höhe setzte. In diesem Leib wird er kommen in Herrlichkeit, zu richten die Lebenden und die Toten.

Dessen Bild nun, der wegen uns Mensch geworden ist, sollst du anfertigen wegen deiner Liebe zu ihm, und durch dieses Bild sollst du dich an ihn erinnern und durch es ihn anbeten

und durch es deinen Geist zum anbetungswürdigen Leib des Erlösers, der Rechten des Vaters im Himmel sitzt, erheben.

Auch du sollst also Bilder unseres Herrn Jesus Christus und der Heiligen machen, aber durch sie sollst du jenen ehren, der uns nach seinem Bild geschaffen hat und hierauf dieses sein Bild, beziehungsweise unsere menschliche Natur, aufgrund seines unaussprechlichen Erbarmens anzunehmen geruhte und dadurch auch unsere Begrenzung.

Und nicht nur das göttliche Bild sollst du anbeten, sondern auch das Bild des Kreuzes: Es ist nämlich das bedeutendste Zeichen und das Siegeszeichen gegen den Teufel und dessen ganze feindliche Schar.

Dieses Zeichen sollst du verehren und mit Zuversicht darauf blicken!“

Abt em. Emmeram Kränkl

Zitat von Gregorios Palamas

Über das Gebet und die Reinheit des Herzens:

„Ein wirksames Gebet bewirkt eine heilige und vollkommene Erhebung zu und Einigung mit Gott, indem es die vernunftbegabten Geschöpfe an den Schöpfer bindet, nachdem das Gebet die Leidenschaften und schlechten Gedanken durch eine echte und tiefe Zerknirschung überwunden hat. Denn einem den Leidenschaften ergebenen Geist kann sich Gott nicht verbinden. Deshalb erlangt der Geist nicht die Barmherzigkeit, der sich nicht einem solchen Gebet widmet: aber in dem Maß, in dem er die Leidenschaften zurückweisen kann, in diesem Maß erwirbt er die Gabe der Zerknirschung; und entsprechend der Zerknirschung erlangt er den Trost der Barmherzigkeit, und nur wenn er darin verharrt, gestaltet er auch die Leidenschaft der Seele um.“

Foto: gem. Pflg1995z/Wikimedia Commons/CC BY-SA 4.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0)

Gregorios Palamas finde ich gut ...



„Leuchte der Orthodoxie, Stütze und Lehrer der Kirche, Schmuck der Mönche, unbezwingbarer Heerführer der Theologen, Wundertäter Gregorios, Ruhm von Thessaloniki, Kunder der Gnade, erbitte für uns alle die Errettung unserer Seelen.“
„Der Weisheit heiliges und göttliches Werkzeug, der Theologie glänzende Posaune, einstimmig besingen wir dich, Gottesredner Gregorios, Geist bist du und trittst vor den Ersten Geist, so leite zu Ihm unseren Geist, Vater, hin, damit wir rufen: Freue dich, Kunder der Gnade!“

Liturgische Dichtungen der orthodoxen Kirche zum heiligen Gregorios Palamas

„Neuaufgabe der Kreuzzüge“

Türkischer Präsident bemüht im Karikaturen-Streit mit Frankreich das Mittelalter

ANKARA/PARIS – Wenn der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan gegen die EU wütet, bemüht er gern einen historischen Mythos: das Leid, das die Christen den Muslimen während der Kreuzzüge angetan haben. Ein Vergleich mit Tücken.

Kreuzritter, Kreuzfahrer, Kreuzzüge: Über 900 Jahre haben diese Begriffe eine erstaunliche Karriere gemacht. US-Präsident George W. Bush etwa rief nach dem 11. September 2001 den „Krieg gegen den Terror“ aus und bezeichnete ihn als „Kreuzzug“. Die Terrormiliz „Islamischer Staat“ wendet sich gegen die „ungläubigen Kreuzfahrer“.

Immer wieder greift auch der türkische Präsident tief in die Mottenkiste der religiös aufgeladenen Propaganda, um die Türken hinter sich zu vereinen. Bestimmte europäische Länder planten eine „Neuaufgabe der Kreuzzüge“, sagte er jetzt zum Streit mit Frankreich über Mohammed-Karikaturen und Meinungs-freiheit (siehe „Hintergrund“).

Befreiung Jerusalems

Historiker verweisen darauf, dass die Kreuzzüge bei Europäern und Muslimen sehr unterschiedlich definiert werden. Die gängige europäische Interpretation definiert sie als die christlichen Heerzüge zur Befreiung Jerusalems und des Heiligen Landes von etwa 1095 bis 1291, als die letzte Festung Akkon wieder an die Muslime fiel.

Im Westen wird diese Zeit kritisch aufgearbeitet: Der Missionsauftrag des Evangeliums wurde als Aufforderung interpretiert, die „Heiden“ notfalls mit Gewalt zum Heil zu zwingen, sagen Historiker. In der Vorstellung vieler Kreuzritter ging es um ihr eigenes Seelenheil. Ökonomische und soziale Ursachen kamen hinzu: etwa die Flucht aus Überbevölkerung und Armut oder soziale Verteilungskämpfe und die Aufwertung des Ritterstands.

Aus der Perspektive der muslimischen Welt dauerten die Kreuzzüge viel länger, schreibt der Kulturhistoriker Paul M. Cobb in seinem 2015 erschienenen Buch „Der Kampf ums Paradies“. Demnach begann die „fränkische Aggression“ schon 1061 mit der Eroberung des damals islamischen Siziliens durch die christlichen Normannen.

Das zweite Kapitel war die christliche Rückeroberung Spaniens und



▲ Das französische Satiremagazin „Charlie Hebdo“ ist bekannt für seine provokanten Karikaturen. Nach dem islamistischen Anschlag auf die Redaktionsräume im Januar 2015 titelte es „Alles ist vergeben.“ Foto: imago images/Panoramic

der iberischen Halbinsel aus muslimischer Hand. Der Kampf um das „Heilige Land“ gerät da beinahe zum Nebenkriegsschauplatz. Aus dieser Sicht endeten die Kreuzzüge erst mit der Vertreibung der letzten Muslime aus Spanien 1492.

Es habe, betont Cobb, nie einen gemeinsamen islamischen „Gegenkreuzzug“ gegeben. Dazu waren die muslimischen Herrscher viel zu uneinig. Dass die Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land wieder unter isla-

mische Herrschaft kamen, lag vielmehr am Einsatz einzelner muslimischer Machthaber. Religion spielte dabei nie die entscheidende Rolle, schreibt Cobb: Es ging um Macht, Reichtum und um Sklaven. Dennoch sind insbesondere die Massaker der Kreuzritter an den Muslimen in Jerusalem in der muslimischen Welt zu einem Mythos geworden.

Von den Muslimen übergangen wird dabei, dass den Kreuzzügen eine mehr als 300-jährige islamische

Expansion vorausging. Darauf weist der französische Historiker Jean Flori hin. Seit dem siebten Jahrhundert hatten die Muslime den Nahen Osten, Nordafrika, Sizilien und die iberische Halbinsel erobert – und viele blühende christliche Gebiete unter ihre Herrschaft gebracht. Nicht zu vergessen, dass 1453, vor der Vertreibung der Muslime aus Spanien, die Osmanen Konstantinopel erobert hatten – das Zentrum der orthodoxen Christenheit. *Christoph Arens*

Hintergrund

Der Streit um die satirischen Darstellungen des islamischen Religionsstifters schwelt seit 2005. Damals veröffentlichte die dänische Tageszeitung „Jyllands Posten“ ihre vielbeachteten Mohammed-Karikaturen. Das französische Magazin „Charlie Hebdo“ druckte die Zeichnungen 2006 ebenfalls ab und brachte in den Jahren danach immer wieder vergleichbare Bilder. Die Veröffentlichung führte immer wieder zu Ausschreitungen und Angriffen auf westliche Einrichtungen. Bei der Terrorattacke auf die Redaktionsräume von „Charlie Hebdo“ im Januar 2015 wurden zwölf Mitarbeiter des Magazins getötet. Zuletzt enthauptete in einem Vorort von Paris ein Islamist einen Lehrer, der Mohammed-Karika-

turen im Unterricht gezeigt haben soll. Auch die Terrorwelle der vergangenen Tage dürfte damit im Zusammenhang stehen. Was hierzulande meist unbeachtet bleibt: Die Kritik an den Mohammed-Karikaturen eint im Nahen Osten Muslime und Christen. Auffallend einstimmig stellen sich dabei Vertreter verschiedenster Kirchen in Nahost an die Seite der muslimischen Kritiker und fordern eine Grenze für legitime Meinungsfreiheit. „Viele im Nahen Osten, Muslime wie Christen, sind beunruhigt, wenn die Ausübung von freier Rede zur Beleidigung dessen genutzt wird, was heilig ist“, erläutert der frühere Patriarchalvikar der hebräischsprachigen Katho-

liken in Israel, David Neuhaus, und fragt: „Ist es notwendig, beleidigende Bemerkungen und Karikaturen zu wiederholen, die bereits einen hohen Preis gekostet haben?“ Ähnlich äußerten sich der orthodoxe Patriarch von Jerusalem, Theophilos III., und Kardinal Louis Raphael I. Sako, Patriarch der mit Rom unierten Chaldäer. Zuletzt gingen im Januar 2019 Muslime und Christen gemeinsam – und nicht in allen Fällen gewaltfrei – im israelischen Haifa gegen Kunst auf die Straße, die sie als religionsverletzend empfanden. Streitpunkt damals: das Kunstwerk „McJesus“ des finnischen Künstlers Jani Leinon, welches das Maskottchen der Fastfoodkette McDonalds, Ronald McDonald, gekreuzigt zeigte. *KNA/tf*

OSTAFRIKA IN NOT

Der Plage den Kampf angesagt

Forscher entwickeln digitale Strategien gegen gigantische Heuschrecken-Invasion

Der 10. November ist der Welttag der Wissenschaft. Die Vereinten Nationen haben den Gedenktag ausgerufen, um an den Beitrag der Forschung für Frieden und Entwicklung zu erinnern. Ostafrika setzt noch ganz andere Hoffnungen in die Wissenschaft: Sie soll Leben retten und bei der Bekämpfung einer buchstäblich biblischen Plage helfen.

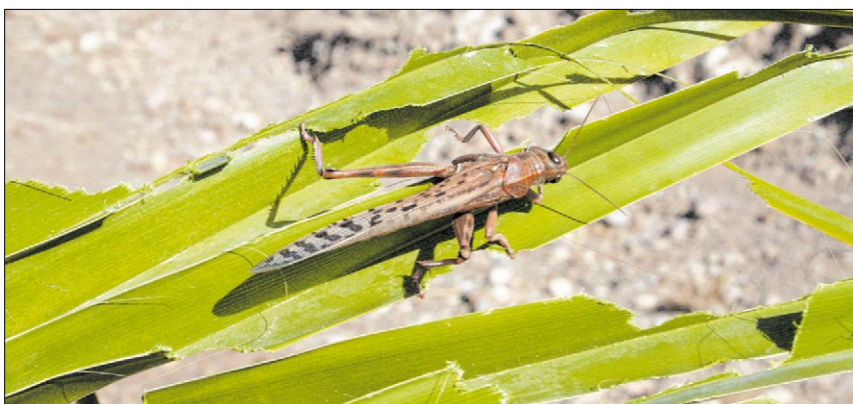
Auf der Satellitenkarte leuchten rote Felder auf. Pfeile laufen über die Ebenen Ostafrikas und der arabischen Halbinsel und münden in gelb markierte Regionen. Auf dem Bildschirm in der Zentrale der UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) flimmert nicht etwa die Wettervorschau, sondern die bevorstehende Heuschreckensaison. Es ist ein bisschen wie Meteorologie: Windrichtungen und Niederschlagsmengen sind für die Vorhersage entscheidend. Man will Leben retten.

Katastrophe aus der Bibel

Schwarze Wolken verdunkelten zu Jahresbeginn den Himmel über Ostafrika. Während sich viele Bauern zunächst auf Regen freuten, mussten sie bald erkennen, worum es sich tatsächlich handelte: Schwärme von Wüstenheuschrecken. Einzelne der Insekten werden kaum größer als ein Finger, ihr Leben dauert gerade einmal drei Monate. Doch in Schwärmen von bis zu 80 Millionen sorgten Heuschrecken dieses Jahr für Katastrophenbilder, wie man sie aus der Bibel kennt.

Für Schlagzeilen sorgte einer der Schwärme im Januar, als er ein Flugzeug der Ethiopian Airlines mit seinem schieren Ausmaß zu einer Kursänderung zwang. Für die FAO stellte die schlimmste Heuschreckenplage seit Jahrzehnten eine „beispiellose Gefahr für die Ernährungssicherheit“ dar. Am stärksten betroffen waren Kenia, Somalia und Äthiopien. Dort vernichteten die Tiere Tausende Hektar Ackerflächen. Ein einzelner Schwarm konsumierte dabei pro Tag so viele Kilo Pflanzen wie 35 000 Menschen.

„Einige kannten das Problem nur aus Geschichten ihrer Großeltern. Jetzt waren sie mittendrin“, erzählte Keith Cressman nach einem Besuch am Horn von Afrika. Als „Senior Locust Forecasting Officer“ der FAO



▲ Das einzelne Tier ist nicht größer als ein Finger, im Schwarm aber eine Katastrophe.

(etwa: leitender Heuschrecken-Vorausseher) kennt er die verheerenden Auswirkungen. „Hier steht die Ernährungssicherheit von Millionen Menschen auf dem Spiel“, warnte auch der Weltkirchenrat. Er fürchtet drohenden Hunger in mindestens sieben ostafrikanischen Ländern.

Das Problem ist nicht gebannt. Denn neben Ernten wurden auch Weideflächen vernichtet. Das wiederum schürte die Angst vor Gewalt, sobald Ziegen- und Rinderhirten um die letzten Grashalme konkurrieren. Im Südsudan gehört

dieser Konflikt zum Alltag. „Ausgerechnet bevor wir unsere politischen Differenzen beilegen können und eine Übergangsregierung geschaffen wird, durchlebt der Südsudan diese Heuschreckeninvasion“, klagte Pfarrer James Oyet Latansio, Generalsekretär des südsudanesischen Kirchenrats.

Hunger, Flut und Dürre, dazu Corona: Während Helfer wie das Rote Kreuz auf Ostafrikas „ungeöhnlich komplexe humanitäre Situation“ reagieren, läuft die Suche nach nachhaltigen Lösungen

auf Hochtouren. Die FAO hat den Heuschrecken den Kampf angesagt – mithilfe von Drohnen und Satellitenbildern. „Aus wissenschaftlicher Sicht bieten derartige Krisen die Möglichkeit, neue Erfindungen und Technologien zu testen und zu sehen, wie man sie gegen Plagen einsetzen kann“, sagt Heuschrecken-Meteorologe Cressman.

Gemeinsam mit der Penn State University entwickelte FAO eine Heuschrecken-App für das Smartphone. Sie erlaubt es Feldforschern, Heuschrecken in verschiedenen Entwicklungsstadien und deren exakten Standort zu erfassen. In entlegenen Gebieten sollen künftig Drohnen eingesetzt werden, etwa in Kenia. Alle Daten führen nach Rom: In der FAO-Zentrale werden die Heuschrecken-Sichtungen in einer Datenbank gesammelt. Auf Satellitenbildern wird außerdem nach Brut- und Futterplätzen von Heuschrecken gesucht.

Täglich überprüft

„Jeder Pixel auf der Karte wird täglich auf Veränderungen überprüft. Schon der kleinste Hinweis auf aufkeimende Vegetation kann einen Feldforscher nach Heuschrecken jagen lassen“, heißt es bei der UN-Agentur. Ein Programm berechnet Windrichtungen und die Aktivitätszeit der Heuschrecken von Sonnenaufgang bis -untergang ein. So entsteht eine Prognose, wann die Schwärme wo landen – und sich aller Wahrscheinlichkeit als nächstes den Magen vollschlagen.

Prognosen bis zu sechs Wochen im Vorhinein sollen Regierungen genügend Zeit verschaffen, sich auf die Ankunft der Schwärme vorzubereiten. Das wird in Zukunft noch wichtiger, denn Heuschreckenplagen treten meist als Folge von Wetteranomalien auf. Der diesjährigen Plage gingen Zyklone und Überflutungen voraus. Sie verwandelten Steppen und Wüsten in Grünöasen – und damit in perfekte Heuschrecken-Brutplätze.

Aufgrund zunehmender Wetterextreme weltweit erwartet Heuschrecken-Vorhersager Cressman eine vermehrte Aktivität der gefräßigen Insekten. Der Kampf erfordere die „richtigen Werkzeuge und Informationen“. Die Digitalisierung ist ein wichtiger Schritt dahin.

Markus Schönherr



▲ Die Heuschreckenplage setzt Rinderhirten in Ostafrika enorm zu.

JOURNALIST UND HELFER MIT HERZ

„Don Martín“ machte es möglich

Langjähriger Chefredakteur der Neuen Bildpost feiert seinen 100. Geburtstag

WIEN – Ordensleute und eine bolivianische Juristin schildern, wie sich durch finanzielle Hilfe Martin Riedlingers ihr Leben zum Positiven gewendet hat. Am 7. November feiert der frühere Chefredakteur der Neuen Bildpost in Wien seinen 100. Geburtstag.

Für Sonia Alanoca waren jene 1500 Euro ein Segen, mit denen die Bolivianerin 2008 ihre letzten beiden Jahre an der Universität überbrücken konnte. Das Geld stammte aus einem Stipendienfonds des „Neue Bildpost Hilfswerks“, das der langjährige Chefredakteur Riedlinger bis vor wenigen Jahren geleitet hat. Seinen 100. Geburtstag begeht der promovierte Historiker anders, als er sich noch vor Kurzem gedacht hat: im Kreise seiner Familie zwar, aber doch deutlich eingeschränkt durch die Corona-Pandemie.

Rund 35 Millionen Euro hat der Jubilar in seinem langen Leben an Spendengeldern für die Armen und Bedürftigen dieser Welt gesammelt – und immer für die katholische Sache, die ihm so sehr am Herzen liegt. Noch heute versuchen sie trotz Einschränkungen, jeden Sonntag gemeinsam in den Gottesdienst zu gehen, erzählt seine Frau. Seit 64 Jahren sind sie und ihr Martin verheiratet. Als sie sich kennenlernten, war er 35 und sie 17. Zwei gemeinsame Kinder entstammen ihrer Ehe. Ihr Ältester, Internist in Wien, geht im kommenden Jahr in Ruhestand.

Riedlingers einstige Stipendiatin Sonia Alanoca im fernen Bolivien ist heute Juristin und arbeitet für die Gebietsverwaltung von La Paz. Dort schlichtete die 39-jährige Streit zwischen zerstrittenen Indiegemeinden, kümmert sich in den Dörfern um die notdürftige Instandhaltung der oft maroden Infrastruktur und verfasst Expertisen für ausländische Nichtregierungsorganisationen, von denen in ihrer Region rund 600 arbeiten.

„Ich danke Herrn Riedlinger von Herzen für das, was er vor zwölf Jahren für mich und meine Familie getan hat“, sagt Alanoca am Telefon. Als „Don Martín“ hat sich Riedlinger bei vielen Menschen in Bolivien einen Namen gemacht. Inzwischen ist Alanoca Mutter eines dreijährigen Kindes und muss sich nebenbei um den Haushalt und ihre bettlägrige Mutter kümmern. Sie gehört zu den wenigen bolivianischen Frauen

vom Stamm der Aymara, die fließend Spanisch sprechen und zudem noch über eine abgeschlossene Hochschulausbildung verfügen.

„Vor allem in den ländlichen Regionen Boliviens ist die Armut frapierend“, sagt Reiner Wilhelm vom Hilfswerk Adveniat in Essen. Er hat einige Jahre in dem Andenstaat gelebt und kennt die Lebensbedingungen dort aus nächster Nähe. Verantwortlich dafür ist sicherlich auch die Misswirtschaft des vor zwei Jahren geschassten sozialistischen Präsidenten Evo Morales, einem ungelerten Hilfsbäcker und Kokabauern aus dem Hochland.

Hilfe in den Yungas

Von Martin Riedlingers Spendensammelerfolg hat auch sein Landsmann Robert Eckerstorfer OFM aus Arnreit im Oberen Mühlviertel profitiert. Mehrere Jahrzehnte lebte der Ordenspriester in den bolivianischen Yungas in Alto Beni. „Verkündigung und Leben kann man nicht



▲ Sonia Alanoca aus Bolivien profitiert von der Unterstützung durch Martin Riedlingers Hilfswerk. Foto: Vallendar

trennen. Als Franziskaner möchte ich dort sein, wo andere nicht hingehen würden“, sagt Eckerstorfer.

Als in den 1960er Jahren wegen Dürren und des Verfalls der Zinnminen Indios aus dem Hochland

ins fruchtbare Tiefland umsiedelten, kamen sie mit dem tropischen Klima nicht zurecht und erkrankten, vor allem an der weißen Lepra, einer tückischen, weil anfangs nicht schmerzhaften Krankheit. Bis heute wirken die Probleme nach. Dass sich vieles gebessert hat, ist auch zahlreichen Sozial- und Gesundheitsprojekten zu verdanken, die Eckerstorfer auf den Weg gebracht hat.

Der Ordenspriester ist ein Multitalent: Er kann Autos reparieren, hat Brücken entworfen und beim Bau selbst Hand angelegt, um Kindern den Weg zur Schule zu ebnet. Eckerstorfer kennt sich aus im Straßenbau, in der Landwirtschaft und auch in der Medizin. Seine von Martin Riedlinger mit rund 16 000 Euro unterstützten Projekte setzen in Bereichen an, die wie die Lebensumstände in den Yungas eng miteinander verflochten sind: Wegebau, Landwirtschaft, Gesundheit und Schulbildung.

Leprakranke in Havanna

Freuen konnten sich 2011 auch katholische Ordensschwwestern aus Frankreich, die im Norden Havannas, der Hauptstadt Kubas, Leprakranke betreuen. Wie hoch der Spendenbetrag war, den Martin Riedlinger für sie sammelte, wollen sie nicht sagen. In dem kommunistischen Land würde das wegen eines vermeintlichen „Devisenvergehens“ sofort die Finanzbehörden auf den Plan rufen.

Der Auslandsnachrichtendienst analysiert regelmäßig kirchliche Publikationen rund um den Globus auf der Suche nach Nachrichten, mit denen sich daheim Kirchenvertreter, Ordensleute und Priester unter Druck setzen oder als Informanten einspannen lassen. Was einst in der DDR die Stasi tat, ist in dem seit 2018 von Miguel Diaz-Canel, dem Nachfolger Raúl Castros, regierten Land immer noch Realität.

Davon allerdings lassen sich die fröhlichen Ordensfrauen schon lange nicht mehr beirren. Für sie gibt es keine Partei, schon gar keine kommunistische, sondern nur den Glauben an Jesus Christus. Mit Riedlingers Spendengeld konnten sie übrigens neue Gemüse- und Obstbeete anlegen. In dem von Mangelwirtschaft und Schwarzmärkten gepeinigten Inselstaat ist das überlebensnotwendig. Benedikt Vallendar



▲ Martin Riedlinger ist der Neuen Bildpost nach wie vor verbunden. Von 1966 bis 1994 war der Jubilar Chefredakteur der Zeitung. Foto: privat

MEDIENMACHT IN CORONA-ZEITEN

„Ohne Hoffnung geht es nicht“

ZDF-Chefredakteur Peter Frey: Ein Journalist muss den Mainstream in Frage stellen

MAINZ – Seit 2010 ist Peter Frey Chefredakteur des ZDF. Im Interview spricht der 63-jährige Katholik, der dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken angehört, über seinen Beruf als „Berufung“, den Glauben, die Rolle der Medien und die Entwicklung der Gesellschaft im Zeichen der Corona-Pandemie.

Herr Frey, wie würden Sie sich in wenigen Worten selbst charakterisieren?

Im Prinzip freundlich, immer noch neugierig, um Gelassenheit bemüht.

Steckt in Ihrem journalistischen Beruf so etwas wie eine „Berufung“?

Auf jeden Fall wollte ich schon mit 14 Journalist werden. Ob als Korrespondent, Redaktionsleiter oder jetzt als Chefredakteur – der Beruf hat mich nie enttäuscht. Im Gegenteil: Er hat mich immer wieder neu überrascht. Die Welt entdecken, Menschen treffen, Sendekonzepte zusammen mit Kolleginnen und Kollegen entwickeln, immer hart am Wind der Aktualität segeln und in der journalistischen Beobachtung die Welt mitverändern – für mich hätte es beruflich nicht besser kommen können.

Welche Rolle spielt der Glaube in Ihrem Leben?

Eine wichtige. Aber ich spreche nicht gerne öffentlich darüber. Dann hätte ich ja Prediger werden können.

Die Sinnsuche ist eine zentrale Frage für den Menschen. Welche Kraft kann Ihrer Meinung nach aus dem Glauben erwachsen?

Es sind unterschiedliche Kräfte. Die wichtigste ist vielleicht, sich selbst in Niederlagen und Siegen nicht so wichtig zu nehmen. Es gibt immer etwas Größeres als das, worum man gerade kämpft. An meinem Bildschirm im Büro hängt seit Jahren ein Zitat aus dem Talmud: „Man soll die Menschen nach ihrer günstigsten Seite beurteilen!“ Darum bemühe ich mich nach Kräften.

Nicht wenige Menschen glauben, gerade den Leitmedien werde vorgegeben, worüber und auf welche Art sie berichten sollen. Was entgegen Sie solcher Kritik?



Foto: ZDF/Laurence Chiperon

Angesichts der unerschöpflichen Fakten- und Meinungsvielfalt insbesondere der deutschen Medien halte diesen Vorwurf für absurd. Die Kampagne gegen die freien Medien ist leider Teil eines neuen digitalen Kriegs und neuer geopolitischer Konkurrenzen.

Medien haben großen Einfluss auf die öffentliche Meinungsbildung. Sind sie zur vierten Gewalt der Demokratie geworden?



Foto: ZDF/Claudius Pflug

Sie verfügen jedenfalls über grundgesetzlich abgesicherte Rechte. Die müssen wir mit Selbstbewusstsein ausüben, um unsere Gesellschaft in ihrer Vielfalt und mit ihren Interessenskonflikten abzubilden. Wer die Presse bedroht, bedroht die Freiheit.

Inwiefern muss ein Journalist einem Menschen helfen, sich in einer immer komplizierter werdenden Welt zurechtzufinden?

◀ Peter Frey ist seit 2010 Chefredakteur des Zweiten Deutschen Fernsehens.

„Helfen“ finde ich in diesem Zusammenhang ein bisschen „von oben herab“. Wir Journalisten sind auch keine Alleswisser, sondern müssen uns Informationen immer wieder erarbeiten. Am wichtigsten ist übrigens, sich selbst und den Mainstream kritisch in Frage zu stellen. Aber ja: Eine immer kompliziertere Welt zu erklären, von wirtschaftlichen Zusammenhängen bis zur Frage, wie ein Virus die Welt erobern kann, das gehört zu unserem Beruf.

Wohin entwickelt sich die Gesellschaft in Folge der Corona-Pandemie?

Wie immer gibt es zwei Möglichkeiten: mehr Solidarität oder mehr Eigennutz, mehr Offenheit oder mehr Abgrenzung, Einschließen oder Ausschließen. Wohin es geht, ist noch unklar. Mein Traum bleibt: Integration statt Exklusion, gemeinsame Welt statt exklusive Welten. Und da Sie nach dem Glauben gefragt haben: Ohne Hoffnung und Liebe geht es nicht.

Wo sehen Sie den größten Handlungsbedarf für ein aktiveres Miteinander?

Ich finde, unsere Gesellschaft hat auch „auf Distanz“ viel Gemeinsinn bewiesen. Schon vor Corona war Deutschland das Land des Ehrenamts und des Miteinanders. Auch das öffentlich-rechtliche Fernsehen ist im Kern ein Projekt des Gemeinwohls. Aktiveres Miteinander heißt für mich: sich nicht teilen zu lassen in „die“ und „wir“. Das gilt hoffentlich bald wieder auch für Europa.

Sie sagten, ohne Hoffnung gehe es nicht. Gibt es eine bestimmte Lebensweisheit, die das für Sie zum Ausdruck bringt?

„Caminante no hay camino, es hace camino al andar“ – der spanische Dichter Antonio Machado will uns damit sagen: „Auch wo es keinen Weg zu geben scheint, entsteht er, wenn man nur beginnt zu gehen.“ Interview: Andreas Rafffeiner

◀ Peter Frey im Gespräch mit Ex-Bundespräsident Joachim Gauck.

„ZENSIERT“ – EINE KRITISCHE ANALYSE

Freiheit auf dem Abstellgleis?

„Hassrede“ ohne Rechtssicherheit: Wenn Demokratien keine Meinungsvielfalt wollen

Immer mehr Gesetze gegen „Hassrede“ reglementieren das freie Wort in Europa. Kaum jemandem ist bewusst: Diese Sprachregeln stehen in dunkler Tradition. Ein Buch des britischen Juristen Paul Coleman, das jetzt in deutscher Übersetzung erschienen ist, zieht kritisch Bilanz.

Schon aus der Bibel wird berichtet, dass der Prophet im eigenen Land nicht gern gesehen war, in der eigenen (Lebens-)Zeit wohl auch nicht. Literaten und große Komponisten teilen ebenfalls nicht selten das Schicksal, dass man die Größe ihrer Werke nicht sofort erkannte. Paul Coleman wird künftig womöglich unter sie eingereiht werden.

Bereits 2015 hatte er die englische Version seines nun aktualisiert und erweitert in deutscher Sprache erschienenen Buchs „Zensiert – Wie europäische ‚Hassredegesetze‘ die Meinungsfreiheit in Europa bedrohen“ veröffentlicht. Also zu einer Zeit, als die breite Mehrheit in Deutschland noch kaum zur Kenntnis nahm, dass die Meinungsfreiheit durch Gesetze und Zensur-Ambitionen gefährdet sein könnte.

Überhitzte Gesellschaft

Inzwischen ist in Deutschland das Netzwerkdurchsetzungsgesetz gegen vermeintliche und tatsächliche „Hassrede“ in Kraft. Die Auswirkungen bekommt der Bürger bereits zu spüren. Heute, im Jahr 2020, könnte man Colemans Buch daher rückwirkend fast prophetisch nennen. Es bricht ein in eine überhitzte Gesellschaft, in der immer mehr Menschen die Erfahrung teilen, dass der Vorwurf der „Hassrede“ schnell zur Hand ist, um andere aus dem Diskurs zu werfen, statt sie sachlich zu widerlegen.

Im Internet wird beschimpft, moralisch zurechtgewiesen, gemeldet oder – bei Facebook, Twitter und Co. – gleich komplett gesperrt. Wer seine inkriminierten Überzeugungen beibehält, wird angeklagt und verurteilt. Ein linker Mob wütet mit beinahe religiösem Eifer durch Universitäten und Redaktionen, hütet neue „Wahrheiten“ und schlägt das Fallbeil über abtrünnigen Meinungen und jenen, die sich mit den „Falschen“ einlassen.

Wie die Doppelmoral einer politisch meist linken Kultur hier



▲ Buchautor Paul Coleman kritisiert Europas „Hassrede“-Gesetze scharf. Foto: ADF

wenig tolerant unterwegs ist, greift Ralf Schuler, Leiter der Parlamentsredaktion der Bild-Zeitung, in seinem fundierten Vorwort auf. Was dürfen Bürger, aber auch Journalisten noch schreiben? Welche Meinung oder auch Kritik kann noch sorglos geäußert werden, ohne sofort als fundamentalistisch, „rechts“ oder gar homophob zu gelten?

Man weiß gar nicht, ob man Autor Coleman gratulieren oder eher erschrocken sein soll, dass er mit

seinen Prognosen von 2015 zur Entwicklung der Hassredegesetze recht behalten hat. Mit der erbarmungslosen Nüchternheit eines Juristen seziert Coleman die Entstehungsgeschichte der Hassredegesetze, die vor allem eines gemeinsam haben: Keines von ihnen liefert eine verbindliche oder klare Definition von „Hassrede“.

Das legt gleich das Fundament des Problems frei: Ohne klare Definition im Gesetz ist ideologisch alles drin. Was das in der Praxis bedeutet, veranschaulicht Coleman mit einer großen Sammlung realer Fälle, die er als Menschenrechtsanwalt teils selbst bis vor höchste Gerichte verhandelt hat, aber auch anhand der Dokumentation anderer Fälle, in denen Menschen wegen ihrer Überzeugung in Bedrängnis gerieten. Oft, zeigt Coleman, genügt schon die Anklage, um zu stigmatisieren oder andere abzuschrecken.

Coleman ist Anwalt von Beruf und Direktor der Nichtregierungsorganisation ADF International. Sie vertritt weltweit Christen, die wegen ihres Glaubens in Schwierigkeiten, vor Gericht oder gar im Gefängnis landen. Die Bandbreite reicht von Ministerinnen, die wegen Bibelzitatzen angeklagt sind, über Heb-

ammen, die man zur Beteiligung an Abtreibungen nötigen will, bis zu Priestern, die die katholische Definition von Ehe verteidigen.

Colemans Chronologie der Entstehung mancher „Hassrede“-Paragrafen in internationalen Verträgen und Vereinbarungen löst Unbehagen aus: Es waren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die totalitären Regime, allen voran die Sowjetstaaten, die massiv für die Beschränkung freier Rede warben und die Einführung entsprechender Formulierungen in Menschenrechtsabkommen durchsetzten. Die demokratischen Länder erhoben massiv Einspruch und kämpften für die Freiheit jeder Rede – vor allem auch für die Freiheit, Regierungen zu kritisieren, und für die Freiheit, anderer Meinung zu sein.

Die Vielfalt einschränken

2020 stellt man fest, dass der Wind sich um 180 Grad gedreht hat: Gerade in den freien, demokratischen Ländern der Europäischen Union blüht der politische Wille, die Meinungsvielfalt einzuschränken – mit dem Hauptargument, sie provoziere Hass und löse Gewalt aus. Den Beweis dieser These bleiben alle Staaten schuldig, weist Coleman schlüssig nach. Stattdessen entstehen wachsende Kollateralschäden und Rechtsunsicherheiten.

In einer zusätzlichen und hochaktuellen Einleitung zur deutschen Ausgabe des Buchs nimmt Coleman Stellung zu aktuellen Fällen in der Bundesrepublik, in Europa und auch den USA. Seine Bilanz fällt ernüchternd aus: Im Ergebnis herrscht in der Rechtsprechung argumentative Willkür.

Das Buch endet mit einer Sammlung der wichtigsten Hassrede-Gesetze, die in Europa aktiv sind. Bald wird Coleman wohl eine zweite Auflage drucken lassen müssen, um sie zu aktualisieren – denn die Zahl dieser Gesetze steigt in Europa von Jahr zu Jahr. Birgit Kelle

Verlosung

Wir verlosen fünf Exemplare von Paul Colemans Buch „Zensiert – Wie europäische ‚Hassrede‘-Gesetze die Meinungsfreiheit bedrohen“, zur Verfügung gestellt vom Fontis Verlag. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie uns bis 18. November eine Postkarte mit Ihrem Namen und Ihrer Adresse an: Neue Bildpost bzw. Katholische Sonntagszeitung, Stichwort „Zensiert“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder schreiben Sie eine E-Mail: redaktion@suv.de (Betreff: Zensiert). Allen Teilnehmern viel Glück!

Buchtipps
ZENSIERT
Wie europäische „Hassrede“-Gesetze die Meinungsfreiheit bedrohen
Paul Coleman
Fontis Verlag
ISBN: 9783038481911; 18 Euro



▲ Der Fokus in Michael Sommers Bibel-Videos liegt auf Gott – auch wenn der nicht so aussieht, wie man ihn sich gemeinhin vorstellt: Auf Youtube bringt der Autor und Regisseur seinen Zuschauern die Bibel nahe. Kurz und bunt und mit viel Humor. Das Bild zeigt Gott, der Moses die Tafeln mit den Zehn Geboten überreicht.

MICHAEL SOMMERS PLAYMOBIL-VIDEOS

Exodus in zehneinhalb Minuten

Exklusiv-Interview: Regisseur erklärt, warum es sich lohnt, die Bibel zu lesen

„Ich aber sage euch: Ihr verpasst was“, sagt Autor Michael Sommer zu denjenigen, die nicht verstehen, warum man die Bibel vielleicht doch mal lesen sollte. Einmal pro Woche gibt er seinen Zuschauern – die ihn hauptsächlich durch seine kurzweiligen Zusammenfassungen prüfungsrelevanter Klassiker wie „Effi Briest“ oder „Faust“ auf dem Youtube-Kanal „Sommers Weltliteratur to go“ kennen – nun die Möglichkeit, dieses Versäumnis nachzuholen. Mit Playmobilfiguren, Witz und Schärfe widmet er sich ein Jahr lang dem „wichtigsten Buch auf Erden“. Im Exklusiv-Interview spricht er über sein Projekt.

Herr Sommer, seit 6. Oktober präsentieren Sie auf Youtube „Die Bibel to go“ – dargestellt mit Playmobilfiguren. Nach Klassikern der Weltliteratur konzentrieren Sie sich jetzt auf das Buch der Bücher. Wie kamen Sie auf diese Idee?

Einerseits ist das ein Selbstbildungsprojekt: Ich habe die Bibel noch nie von Anfang bis Ende durchgelesen. Andererseits kommt man bei der Beschäftigung mit den

wichtigsten literarischen Werken der Welt zwangsläufig irgendwann bei der Bibel an. Denn sie ist nun einmal das Buch, das mit Abstand die meisten Spuren in unserer Kulturgeschichte hinterlassen hat.

Gibt es etwas, das Sie an der Bibel anders beeindruckt als an Werken der „modernerer“ Weltliteratur?

Ein wesentlicher Unterschied zu profaner Literatur ist natürlich der Anspruch an Wahrheit oder zumindest Verbindlichkeit, den wir erstens von außen an die Bibel herantragen, der aber zweitens auch inhaltlich von Gott formuliert wird. Ich finde dieses Selbstbewusstsein der Bibel einerseits schön. Andererseits erfordert es aber auch eine große Übersetzungsleistung von mir. Denn niemand von uns will sich beispielsweise heute wirklich an die vielen religiösen Gesetze des Alten Testaments halten – und die meisten von uns betrachten die Schöpfungsgeschichte auch eher als eine Metapher denn als die wörtliche Wahrheit.

Mehr als andere Bücher zwingt die Bibel also dazu, eine Haltung zu ihr einzunehmen. Und sie lädt zur Diskussion über diese Haltung ein.

Das finde ich gut, weil es den sozialen Austausch, insbesondere über Werte und Normen stärkt. Es birgt aber auch die Gefahr, dass Menschen ihre Meinung zur allgemeinen Norm erheben. Die Bibel stellt also große Herausforderungen an unsere Toleranzfähigkeit.

66 Bücher sollen zusammengefasst, „verplaymobilitiert“, werden. Auf welches Buch oder welche Stellen freuen Sie sich dabei am meisten?

Inhaltlich finde ich beispielsweise das Buch Rut „klein, aber fein“. Im Vergleich mit vielen anderen biblischen Büchern ist es recht kurz, aber es bietet eine klare und auch heute noch berührende Geschichte, in der es um den Umgang mit Fremden geht. Ich freue mich darauf, diese Geschichte zu erzählen.

Eine Herausforderung wird die Offenbarung des Johannes. Hier ist das mit der Geschichte wesentlich komplizierter: Es gibt viele fantastische Bilder, es gibt viele Dinge, die wichtig sind – und die Entscheidung, welche ich nun versuche, visuell umzusetzen, welche ich nur erwähne und welche ich weglasse, ist echt schwierig.

Aus gewissen Texten ein Video zu machen, ist bestimmt nicht einfach. Etwa die paulinischen Briefe oder die Evangelien, die ja vom Inhalt her ähnlich sind. Wie wollen Sie das umsetzen?



Der Regisseur und seine „Schauspieler“: Lange entstanden die Videos auf dem Küchentisch. Inzwischen hat Michael Sommer ein eigenes Studio. Durch minimale Bewegungen der Figuren – hier Moses beim Pharaos (kleines Bild) – gewinnen die Videos an Dynamik.

Fotos: Sommers Weltliteratur to go

Soweit im Voraus habe ich noch nicht inhaltlich geplant, aber was die Evangelien betrifft, denke ich, dass ich versuchen werde, die Unterschiede herauszuarbeiten und vielleicht mit unterschiedlichen Besetzungen zu arbeiten, also „Versionen“ der Figuren. Bei den Briefen des Neuen Testaments werde ich Figuren finden, die wichtige Inhalte verkörpern und ansonsten nicht davor zurückscheuen, mein Format neu zu erfinden.

Wie verläuft der Weg vom Lesen der Bibel bis zum Drehbuch und zum fertigen Film?

Zunächst einmal lese ich natürlich, was ich zusammenfassen will. Das dauert am längsten. Als nächstes setze ich mich freitags hin und schreibe ein Skript, was manchmal ziemlich schwierig ist – etwa wenn ein Buch sehr handlungsreich ist wie die Genesis oder gar keine Handlung vorkommt wie bei Leviticus. Anschließend stelle ich die Besetzung aus meinen etwa 1500 Playmobilkollegen zusammen und suche mir Kulissen. Montagmorgens folgen dann der Dreh und die Postproduktion. Ich schicke das Video einem Mitarbeiter von Evangelisch.de für Feedback, arbeite gegebenenfalls Verbesserungen ein – und klicke auf „veröffentlichen“.

Sie sagen, Sie haben etwa 1500 Playmobilkollegen. Woher kommen all diese Figuren?

Ich betreibe meinen Youtube-Kanal „Sommers Weltliteratur to go“ seit Anfang 2015. In dieser Zeit haben sich etwa 1500 Kollegen bei mir angesammelt, manche als freundliche Spenden von Fans. Kinder mussten meines Wissens dafür nicht ausgeraubt werden (lacht).

Auf Ihrer Internetseite ist zu lesen, dass Sie in keiner Kooperation mit Playmobil stehen. Hat sich das Unternehmen dennoch irgendwie über Ihre Videos geäußert?

Der Konzern kennt und begleitet meine Arbeit seit etwa drei Jahren wohlwollend, aber wir stehen in keinem regelmäßigen Austausch.

Bringen Sie auch Ihr eigenes Empfinden in die Videos ein?

Mein Projekt „Die Bibel to go“ ist eine Auseinandersetzung mit Texten, die für viele Menschen die Grundlage ihres Glaubens bilden. Das bedeutet aber nicht, dass ich Werbung für eine bestimmte Religion oder gar für Atheismus mache. Ich bin ein Fan davon, Bücher selbst zu lesen, und möchte auch andere Menschen dazu animieren – das ist, wenn Sie so wollen, meine Mission.

Mein Projekt ist aufklärerisch, weil es zu den Wurzeln zurückgeht und eine heutige Perspektive einnimmt. Meine Aufgabe ist es nicht, zu predigen oder die Texte zu interpretieren, sondern erstmal nur, sie sicht- und hörbar zu machen. Natürlich kann und will ich dabei meine Haltung, mein Staunen oder mein Befremden nicht verbergen, sondern nutzbar machen.

Gott hat in Ihren Videos blaue Haare, einen schwarzen und einen weißen Arm, Tattoos und Brüste – ein Bild, das nicht unbedingt sofort an die Bibel denken lässt. Welche Zielgruppe wollen Sie mit Ihren Videos erreichen?

Gott entzieht sich einer Geschlechterzuordnung und über ihre oder seine Hautfarbe wird in der Bibel meines Wissens auch nichts gesagt. Die Tatsache, dass sie/er durch die Kulturgeschichte hindurch als

alter weißer Mann mit Bart dargestellt wurde, erzählt etwas über unsere Gesellschaft, nicht über Gott. Die einzige Information, die ich in dieser Hinsicht für relevant halte, ist, dass der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde. Und die Menschheit ist bunt, genauso wie meine Zielgruppe.

Gab es schon Kritik für Ihre Darstellung?

Natürlich haben viele Menschen eine Meinung, wenn es um so zentrale Texte wie die Bibel geht. Manche Kommentare finden meine bisherige Darstellung nicht kritisch genug gegenüber dem „bösen“ Gott des Alten Testaments. Sehr wenige finden die Videos „respektlos“, aber die allermeisten stehen der „Bibel to go“ sehr aufgeschlossen gegenüber und freuen sich über eine unterhaltsame, aber sachlich richtige Auseinandersetzung mit dem Buch der Bücher.

Natürlich bedaure ich es, wenn Menschen durch diese Arbeit ihre religiösen Gefühle verletzt sehen, aber ich finde, dass man auch über wichtige Dinge lachen können muss. Wenn nicht, läuft man Ge-

fahr, sich in eine fundamentalistische Richtung zu bewegen.

Zu guter Letzt: Was geben Sie Menschen auf den Weg, die nach dem Anschauen Ihrer Videos die Bibel selbst lesen wollen?

Ich finde, dass es eine wichtige Botschaft ist, dass Bücher einem nicht böse sind, wenn man sie nicht akribisch von Anfang bis Ende durchliest. Das kann natürlich eine Herausforderung sein, wie ich sie gerade mit der Bibel betreibe, aber abgesehen vom sportlichen Ehrgeiz: Ich lese nicht alles gleich intensiv. Tatsächlich benutze ich eine Hörbuchversion, die ich immer beim Radfahren höre, und anschließend lese ich noch einmal – aber nicht alles mit der gleichen Aufmerksamkeit. Es ist nicht so, dass wir etwas „erfüllen“ oder „leisten“ müssen, wenn wir uns mit Büchern auseinandersetzen – die sind für uns da, nicht umgekehrt.

Ich glaube, die Bibel ist ein Buch wie die Welt: Man kann auf jeder Seite unerwartete und bemerkenswerte Menschen kennenlernen. Es lohnt sich, der Bibel eine Chance zu geben! Interview: Lydia Schwab

Zur Person

Michael Sommer wurde 1976 in Kassel geboren und wuchs in Nordhessen auf. In Freiburg und Oxford studierte er englische und deutsche Literatur und schloss sein Studium mit einem Master of Philosophy in „European Literature“ ab. Seine Theaterlaufbahn begann er in Berlin. Ab 2003 arbeitete er elf Jahre lang am Ulmer Theater, als Regieassistent, Regisseur, Autor, Übersetzer und Dramaturg.

Als Leitender Schauspielregisseur am Theater Ulm konnte er ein Live-streaming-Projekt aufbauen und sich eingehend mit dem Thema Theater und Internet beschäftigen. Sommer schreibt und inszeniert seit zehn Jahren Theaterstücke, zuletzt „Phone Home“ (2016), „Gebrauchsanleitung für Eltern und andere Psychos“ (2015), „Refugium“ (2014, Theater Ulm) sowie „Antigone/Sophie“ (2013, Theater Ulm).

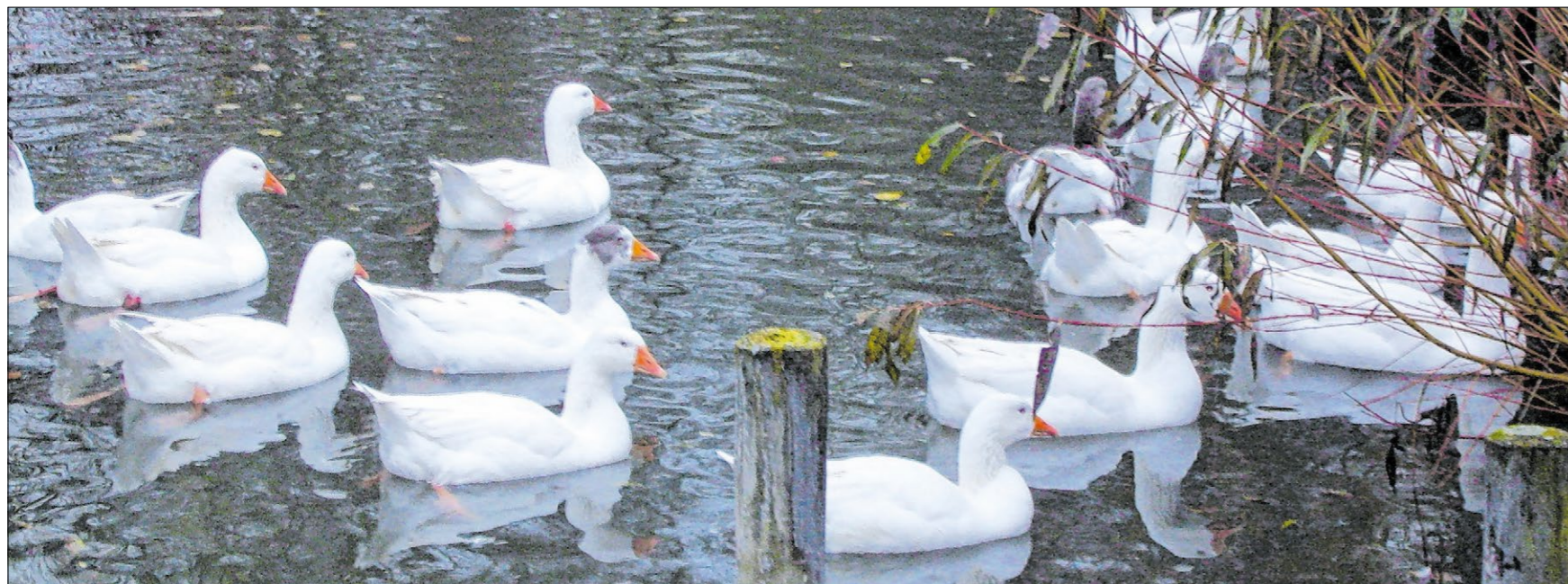
Für seine Theaterprojekte arbeitete Sommer auch mit Flüchtlingen zusammen („Refugium“, 2014). Ein partizipatives Projekt entwickelte er mit Menschen mit und ohne Behinderung („Rent a fool“, 2014). In einem Ulmer Gefängnis leitete er eine Theatergruppe („Woyzeck“, 2013) und entwickelte ein Präventionsstück zum Thema Kinder psychisch kranker Eltern für Jugendliche („Nutters“, 2010), das vier Jahre durch Süddeutschland tourte.

Das Format „Sommers Weltliteratur to go“ entstand 2013 anlässlich einer Inszenierung des Theaterstücks „Dantons Tod“ am Theater Ulm. Der Dramaturg Sommer sah sich mit der Aufgabe konfrontiert, die Handlung des Stücks kurz und unterhaltsam zusammenzufassen. Weil dieses erste improvisierte Video mit Playmobilfiguren auf dem Internetportal Youtube in eineinhalb Jahren mehrere Tausend Aufrufe erhielt, beschloss Sommer die Reihe fortzusetzen.

Ausgezeichneter Kanal

Seit 2015 präsentierte er auf diese Weise über 300 Titel der Weltliteratur. Die Auswahl der Werke gestaltet sich nach eigenen Vorlieben, Wünschen der Zuschauer und in Beratung mit dem Reclam-Verlag, mit dem Sommer in Kooperation steht. 2018 wurde Michael Sommers Youtube-Kanal mit dem „Grimme Online Award“ ausgezeichnet.

Die Videos der Reihe „Die Bibel to go“ und auch jene zu anderen Werken sind auf Sommers Youtube-Kanal „Sommers Weltliteratur to go“ unter www.youtube.com/user/mwstubes abrufbar. Näheres zu Michael Sommer und seinen Projekten findet sich im Internet unter mwsommer.de und sommers-weltliteratur.de. red



▲ Kein Tier ist mehr mit dem heiligen Martin von Tours verbunden als die Gans.

Fotos: Krauß, gem

BRAUCHTUM ZU SANKT MARTIN

Ein Heiliger und sein Federvieh

Herbstzeit ist Schlachtzeit: Von Martinsgänsen und anderen tierischen Spezialitäten

Der Gedenktag des heiligen Martin von Tours ist geprägt von zahlreichen Traditionen. Die bekannteste ist der Laternenumzug. Doch auch die Martinsgans hat das Fest geprägt. Was aber hat der spätantike Bischof mit Gänsen zu tun?

Zugegeben, eine traditionelle Festtagsgans mit ihren 230 Kalorien pro 100 Gramm Gänsefleisch führt gelegentlich zu einem mächtig schlechten Gewissen, kann sie doch den hauseigenen Diätplan ganz schön durcheinander bringen. Vor allem, wenn man den Gänsebraten auch noch mit dem dazu passenden Klassiker, nämlich Klöße und Rotkraut, serviert.

Im Gänsestall versteckt

Nicht nur in kulinarischer, sondern auch in kulturhistorischer Hinsicht hat die festliche Martinsgans einiges zu erzählen. Da wäre zunächst einmal das Datum: Traditionell ist der 11. November der Tag, an dem es den Gänsen im wahrsten Sinne des Wortes an den Kragen geht. Die christliche Legende besagt, dass der Vogel selbst daran schuld war. Er habe mit seinem Geschnatter den heiligen Martin verraten, der sich vor seiner Wahl zum Bischof in einem Gänsestall versteckte.

Es ist aber anzunehmen, dass es den Gänsen ohne diesen Vertrauensbruch nicht besser ergangen wäre. Mit gutem Grund, wenn man sich die Fleischproduktion früherer

Tage vor Augen führt: In vergangenen Jahrhunderten endete mit dem Martinstag das bäuerliche Wirtschaftsjahr. Die Tiere – ob nun Gänse, Schweine oder Kühe – wurden von der Weide geholt. Vielfach war es wirtschaftlicher, die Tiere nun zu schlachten, als sie den langen Winter hindurch im Stall durchzufüttern.

Demzufolge begannen und beginnen auch heute noch allerorten die herbstlichen Schlachtfeste, bei denen sowohl Fleischstücke als auch

Speck sowie Brüh- und Rohwürste hergestellt werden. Diese Abwechslung auf dem Speisezettel kam vor allem den kleineren Bauern gerade recht, da deren Lagerbestand an Fleisch und Wurst oft schon frühzeitig zu Ende gegangen war und neuer Vorrat gewiss mit Sehnsucht erwartet wurde. Wichtigster Fleischlieferant war in der Regel das Schwein.

Besonderen Wert legten die Bauern auf die großen Speckseiten, denn Speck war nicht nur wohlschmeckend und vielseitig einsetzbar, sondern geräuchert auch lange haltbar. Begehrt waren aber auch die mit einem Brät aus durchgedrehtem Fleisch und Fett gefüllten Bratwürste. Und natürlich die Gans, die nun einmal im November schlachtreif ist und deren Fleisch um diese Zeit sogar noch besser schmeckt als zu Weihnachten, weil es besonders mager und entsprechend zart ist.

Kennzeichnend für die Zeit um Sankt Martin war auch, dass die Feld- und Gartenarbeiten abgeschlossen waren. Die Bevölkerung, die in ihrer Mehrheit einer landwirtschaftlichen Tätigkeit nachging, bereitete sich nun auf den nahenden

Winter vor. Durch Ernteeinnahmen und Viehverkauf war Geld im Haus. Rechnungen, Pacht und Zinsbeträge konnten beglichen werden.

Dorfschullehrer erhielten am 11. November als Naturalgabe eine Gans, und überhaupt nahm man diesen Tag wahr, um vor der Weihnachtsschnitzzeit noch einmal ausgiebig zu essen und zu trinken. Auch Diensthelfer wurden bezahlt, die in der Regel ihre Stellung wechselten und sich mit ihrem erhaltenen Sold zunächst noch auf den Märkten vergnügten, die zu Martini abgehalten wurden. In einer Zeit, in der der Alltag vor allem von der Sorge um das tägliche Brot beherrscht wurde, waren solchermaßen bescheidene Vergnügungen besonders wichtig.

„Wart bis Sankt Martin!“

Gefürchtet war der Termin hingegen bei denjenigen, die zu arm waren, um ihre Pacht zu entrichten: „Martin ist ein harter Mann für den, der nicht bezahlen kann“, verkündet eine entsprechende Redensart und ergänzt an anderer Stelle drohend: „Wart bis Sankt Martin!“

Nach wie vor wird die Gans als Delikatesse geschätzt, veredelt durch eine besondere Füllung. Vor allem im Nordosten Deutschlands spielt die selbstgezüchtete Gans vom Lande als kulinarische Kostbarkeit eine große Rolle. Von den Mecklenburgern ist die vielzitierte Aussage bekannt: „Die Gans ist ein verrückter Vogel – für einen zu viel und für



▲ Auch wenn Martin hier nicht mal im Entferntesten wie ein römischer Soldat aussieht, zählt diese Darstellung doch zu den bekanntesten des Heiligen bei der Mantelteilung. Das Gemälde stammt von El Greco und entstand um 1597/99.

zwei zu wenig.“ Eigentlich stimmt das aber heute so nicht mehr: Wer mittlerweile einen Gänsebraten vorsetzt, kann damit rechnen, dass sich gut fünf bis sechs Personen daran sattessen können.

Regionale Rezepte

Was das Innenleben der Gans angeht, so geben davon viele, regional unterschiedliche Rezepte Zeugnis: In Mecklenburg-Vorpommern wird die Gans besonders gern mit Backpflaumen, Äpfeln und Brot gefüllt. Auch im Rheinland sind Backpflau-

men, Rosinen und Äpfel üblich, wohingegen in Bayern gern eine Füllung aus Hackfleisch, Petersilie, Kerbel, Beifuß und Majoran genommen wird.

All das und vieles mehr an raffinierten Geschmacksnuancen probiert man am besten vor Ort. Generell aber waren und sind der Fantasie und dem Kombinationsgeist keine Grenzen gesetzt: Pilze oder eine Kastanienfülle, verschiedenste Gewürze, Zwiebeln, Innereien, Fleischfülle und nicht zuletzt Brot – bei der Martinsgans ist vieles möglich.

Irene Krauß

Sankt Martin und Corona



▲ Zum Martinsbrauchtum gehört der Laternenumzug. In diesem Jahr ist durch Corona alles anders. Foto: gem

Mit alternativen Formen müssen sich in diesem Jahr viele Kindergärten und Familien behelfen, wenn es um den Gedenktag des heiligen Martin am 11. November geht. Die selbstgebastelte Laterne im Fenster oder ein Kreativ-Wettbewerb statt des Umzugs mit einer großen Kinderschar: Wegen der Pandemie ist vieles anders. Eine Martinsgans aber wird es zumindest in vielen Familien genau wie in den Vorjahren geben.

Der heilige Martin ist im vierten Jahrhundert in Ungarn geboren und wurde römischer Soldat. Später brachte er es zum Priester, Missionar und Bischof. Ihm wurden Totenerweckungen und Krankenheilungen zugeschrieben. Bald wurde er von den Massen als Heiliger verehrt. Seit dem siebten Jahrhundert ist der 11. November für die Christen der Gedenktag zu Ehren des Heiligen.

Der Martinstag galt traditionell als wichtiger Lostag, der die Witterung in Richtung Winter signalisiert. So gibt es verbunden mit dem Martinstag zahlreiche alte Bauernregeln und Sprüche wie etwa „Bringt Sankt Martin Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein“, „Wenn’s Laub nicht vor Martini fällt, dann kommt a große Winterkält“, „Ist der Martin hell, kommt der Winter

schnell“ oder auch: „Hat Martin einen weißen Bart, wird der Winter lang und hart.“

Martin ist als Taufname nach wie vor recht beliebt. Der Heilige gilt als Schutzpatron der Ritter, Soldaten und auch der Bettler. Bei letzteren wurde an die Legende angeknüpft, nach der Martin in kalter Winternacht seinen Mantel mit einem frierenden Bettler geteilt haben soll. So wird der heilige Martin auch meist auf einem Pferd sitzend bei der Mantelteilung dargestellt.

Laterne im Fenster

Dieser barmherzigen Legende folgen – zumindest in coronafreien Jahren – die Martinsumzüge, die sich übrigens erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingebürgert haben. Kinder ziehen bei einbrechender Dunkelheit mit Lampions durch die Straßen. Oft wird dabei auch die Szene gezeigt, wie Sankt Martin von einem Pferd herab seinen Mantel mit einem Bettler teilt. Wegen Corona wird diesmal alles anders sein. Die Pandemie und der „Lockdown“ lassen wohl in den allermeisten Fällen statt eines Umzugs nur alternative Formen wie die Laterne zu, die ins Fenster gestellt wird.

Josef Hölzle

Mein Tier und ich



Geborgen am Bauch eines Pitbulls

„Gerne verfolge ich die Rubrik ‚Mein Tier und ich‘“, schreibt Robert Maierhofer. „Anlässlich meines Besuches bei einem Freund war ich überrascht, wie mutig sich mein kleiner Hannibal dem großen Pitbull näherte und sich dabei sichtlich wohlfühlte. 19 Jahre lang hat mir das Hündchen viel Freude und immer wieder Überraschungen bereitet.“ – Haben auch Sie ein Haustier, das Sie treu durch den Alltag begleitet? Senden Sie ein Foto Ihres Lieblings an: Neue Bildpost bzw. Katholische Sonntagszeitung, Redaktion, Henisisstr. 1, 86152 Augsburg oder per E-Mail an: leser@bildpost.de oder redaktion@suv.de. Bitte schildern Sie unbedingt auch, was Sie mit Ihrem Haustier schon alles erlebt haben. Für jedes Foto, das veröffentlicht wird, erhält der Einsender 20 Euro.

Foto: Maierhofer

Das aktuelle katholische Nachrichten-Magazin aus dem Bistum Augsburg



Vom Petersdom bis zur Dorfkirche

Wir zeigen Reportagen vom Land und aus der Stadt, Interviews mit kirchlichen Würdenträgern und Berichte von den Brennpunkten des weltkirchlichen Geschehens. Weltkirche und lokales Geschehen zugleich – urbi et orbi.

Sie finden unsere Beiträge im Internet unter: www.katholisch1.tv



11 Sie sprach jetzt nicht, wie einst und wie vorhin in der Einsamkeit ihres Kummers in dem Dialekt ihrer Heimat, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben. Denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unsere Küste hier hinabgekommen, so hatten sie sich doch meistens in dem mittleren Deutschland aufgehalten.

Schon vor einigen Jahren war die Mutter gestorben. „Verlass den Vater nicht!“, das hatte sie der Tochter im letzten Augenblicke noch ins Ohr geflüstert, „sein Kindesherz ist zu gut für diese Welt.“

Lisei brach bei dieser Erinnerung in heftiges Weinen aus; sie wollte nicht einmal von der aufs Neue voll geschenkten Tasse trinken, mit der die Meisterin ihre Tränen zu stillen gedachte, und erst nach einer ziemlichen Weile konnte sie weiterberichten.

Gleich nach dem Tode der Mutter war es ihre erste Arbeit gewesen, an deren Stelle sich die Frauenrollen in den Puppenspielen von ihrem Vater einlernen zu lassen. Dazwischen waren die Bestattungsfeierlichkeiten besorgt und die ersten Seelenmessen für die Tote gelesen; dann, das frische Grab hinter sich lassend, waren Vater und Tochter wiederum ins Land hineingefahren und hatten, wie vorhin, ihre Stücke abgespielt, den verlorenen Sohn, die heilige Genovefa und wie sie sonst noch heißen mochten.

So waren sie gestern auf der Reise in ein großes Kirchdorf gekommen, wo sie ihre Mittagsrast gehalten hatten. Auf der harten Bank vor dem Tische, an welchem sie ihr bescheidenes Mahl verzehrten, war Vater Tendler ein halbes Stündchen in einen festen Schlaf gesunken, während Lisei draußen die Fütterung ihres Pferdes besorgt hatte. Kurz darauf, in wollene Decken wohl verpackt, waren sie aufs Neue in die grimmige Winterkälte hinausgefahren.

„Aber wir kamen nit weit“, erzählte Lisei. „Gleich hinterm Dorf ist ein Landreiter auf uns zugeritten und hat gezetert und gemordiot. Aus dem Tischkasten sollt dem Wirt ein Beutel mit Geld gestohlen sein, und mein unschuldigs Vaterl war doch allein in der Stube dort gewesen! Ach, wir haben kei Heimat, kei Freund, kei Ehr; es kennt uns niemand nit!“

„Kind, Kind“, sagte die Meisterin, indem sie zu mir hinüberwinkte, „verständige dich auch nicht! Ich aber schwieg, denn Lisei hatte ja nicht Unrecht mit ihrer Klage.“

Sie hatten in das Dorf zurückgemusst; das Fuhrwerk mit allem, was darauf geladen, war vom Schulzen dort zurückgehalten worden. Der alte Tendler aber hatte die Weisung



erhalten, den Weg zur Stadt neben dem Pferde des Landreiters herzutragen. Lisei, von dem Letzteren mehrfach zurückgewiesen, war in einiger Entfernung hinterhergegangen, in der Zuversicht, dass sie wenigstens, bis der liebe Gott die Sache aufkläre, das Gefängnis ihres Vaters werde teilen können. Aber – auf ihr ruhte kein Verdacht. Mit Recht hatte der Inspektor sie als eine Zudringliche von der Tür gejagt, die auf ein Unterkommen in seinem Hause nicht den geringsten Anspruch habe.

Lisei wollte das zwar noch immer nicht begreifen. Sie meinte, das sei ja härter als alle Strafe, die später doch gewiss den wirklichen Spitzbuben noch ereilen würde. Aber, fügte sie gleich hinzu, sie wolle ihm auch so harte Straf nit wünschen, wenn nur die Unschuld von ihrem guten Vaterl an den Tag komme; ach, der werd's gewiss nit überleben!

Ich besann mich plötzlich, dass ich sowohl dem alten Korporal da drüben als auch dem Herrn Criminalcommissarius eigentlich ein unentbehrlicher Mann sei; denn dem einen hielt ich seine Spinnmaschinen in Ordnung, dem anderen schärfte ich seine kostbaren Federmesser. Durch den einen konnte ich wenigstens Zutritt zu dem Gefangenen erhalten, bei dem anderen konnte ich ein Leumundszeugnis für Herrn Tendler ablegen und ihn vielleicht zur Beschleunigung der Sache veranlassen. Ich bat Lisei, sich zu gedulden, und ging sofort in das Gefangenhause hinüber.

Der schwindsichtige Inspektor schalt auf die unverschämten Wei-

ber, die immer zu ihren spitzbübschen Männern oder Vätern in die Zellen wollten. Ich aber verbat mir in Betreff meines alten Freundes solche Titel, solange sie ihm nicht durch das Gericht „von Rechts wegen“ beigelegt seien, was, wie ich sicher wisse, nie geschehen werde. Und endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, stiegen wir zusammen die breite Treppe nach dem Oberbau hinauf.

In dem alten Gefangenhause war auch die Luft gefangen, und ein widerwärtiger Dunst schlug uns entgegen, als wir oben durch den langen Korridor schritten, von welchem aus zu beiden Seiten Tür an Tür in die einzelnen Gefangenzellen führte. An einer derselben, fast zu Ende des Ganges, blieben wir stehen. Der Inspektor schüttelte sein großes Schlüsselbund, um den rechten herauszufinden; dann knarrte die Tür, und wir traten ein.

In der Mitte der Zelle, mit dem Rücken gegen uns, stand die Gestalt eines kleinen mageren Mannes, der nach dem Stückchen Himmel hinaufzublicken schien, das grau und trübselig durch ein oben in der Mauer angebrachtes Fenster auf ihn herabdämmerte. An seinem Haupte bemerkte ich sogleich die kleinen abstehenden Haarspieße; nur hatten sie, wie jetzt draußen die Natur, sich in die Farbe des Winters gekleidet. Bei unserem Eintritt wandte der kleine Mann sich um.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Tendler?“, fragte ich. Er sah flüchtig nach mir hin. „Nein, lieber Herr“, erwiderte er, „hab nicht die Ehre.“

Ich nannte ihm den Namen meiner Vaterstadt und sagte: „Ich bin der unnütze Junge, der Ihnen damals Ihren kunstreichen Kasperl verdrehte!“ „O, schad't nichts, gar nichts!“, erwiderte er verlegen und machte mir einen Diener; „ist lange schon vergessen.“ Er hatte offenbar nur halb auf mich gehört; denn seine Lippen bewegten sich, als spräche er zu sich selber von ganz anderen Dingen.

Da erzählte ich ihm, wie ich vorhin sein Lisei aufgefunden habe, und jetzt erst sah er mich mit offenen Augen an. „Gott Dank! Gott Dank!“, sagte er und faltete die Hände. „Ja, ja, das kleine Lisei und der kleine Paul, die spielten derzeit miteinander! – Der kleine Paul! Seid Ihr der kleine Paul! O, i glaub's Euch schon; das herzige Gsichtl von dem frischen Bubb, das schaut da no heraus!“

Er nickte mir so innig zu, dass die weißen Haarspießchen auf seinem Kopfe bebten. „Ja, ja, da drunten an der See bei Euch; wir sind nit wieder hinkommen; das war no gute Zeit dermal; da war aa noch mein Weib, die Tochter vom großen Geiselbrecht dabei! ‚Joseph!‘, pflegte sie zu sagen, ‚wenn nur die Menschen aa so Dräht an ihre Köpf hätten, da könnt'st du aa mit ihne firti werd'n! – Hätt sie nur heute noch gelebt, sie hätten mich nicht eingesperrt. Du lieber Gott! Ich bin kein Dieb, Herr Paulsen.“

Der Inspektor, der draußen vor der angelehnten Tür im Gange auf und abging, hatte schon ein paar Mal mit seinem Schlüsselbunde gerasselt. Ich suchte den alten Mann zu beruhigen und bat ihn, sich bei seinem ersten Verhöre auf mich zu berufen, der ich hier bekannt und wohl geachtet sei.

Als ich wieder zu meiner Meisterin in die Stube trat, rief diese mir entgegen: „Das ist ein trotziges Mädel, Paulsen! Da helft mir nur gleich ein wenig. Ich hab ihr die Kammer zum Nachtquartier geboten; aber sie will fort, in die Bettelherberg oder Gott weiß wohin!“

Ich fragte Lisei, ob sie ihre Pässe bei sich habe. „Mein Gott, die hat der Schulz im Dorf uns abgenommen.“ „So wird kein Wirt dir seine Tür aufmachen“, sagte ich, „das weißt du selber wohl.“

► Fortsetzung folgt

Theodor Storm
Pole Poppenspüler
© Husum-Taschenbuch
ISBN:
978-3-88042-617-7

Foto: Adobe Stock.com



Die größte Freude lösen immer persönliche Geschenke aus. Geschenke, bei denen man sofort merkt, dass sie von Herzen kommen, dass sich jemand Zeit genommen und Gedanken gemacht hat. Solche Geschenke machen außerdem nicht nur dem Beschenkten Freude – sondern auch dem Schenkenden.

Wünsche an das Christkind

In der Vorweihnachtszeit schreiben viele Kinder ihre Wünsche auf, adressieren sie an das Christkind und hoffen, dass zu Weihnachten ein entsprechendes Geschenk unter dem Tannenbaum liegt. Manche legen ihre Wunschzettel draußen in den Garten, wo sie dann vom Christkind abgeholt werden sollen. Andere schicken sie an eines der insgesamt sieben Weihnachtspostämter in Deutschland. Mehr als eine halbe Million Briefe gehen dort jedes Jahr ein.

Die Gemeinden Himmelfort, Himmelfort, Engelskirchen, Himmelfort, Himmelfort, Nikolausdorf und St. Nikolaus haben eine Kooperation mit der Post: Sie trägt die Kosten für die dortigen Weihnachtspostämter.

Im vergangenen Jahr lagen Rollschuhe, Murrenbahnen und Gesellschaftsspiele hoch im Kurs, erzählt Britta Töllner von der Deutschen Post. Zudem gab es Wünsche nach Taschengeldhöhen und guten Noten. Manchmal stünden auch ganz andere Dinge auf den Wunschzetteln, wie Zeit mit der Familie.



Außerdem interessierten sich die Kinder sehr für die Arbeit der Weihnachtspostämter. „Wie schaffst du es, alle Geschenke rechtzeitig zu verteilen?“ oder „Hast du ein Navi? Wir sind nämlich umgezogen“, werde in den Briefen häufig gefragt. Auch würden aktuelle Debatten aufgegriffen. „Mittlerweile wünschen sich Kinder auch, dass es der Umwelt und dem Klima besser geht“, erklärt Töllner. Das bestätigt Rosemarie Schotte. Die 79-jährige leitet seit 27 Jahren ehrenamtlich das Weihnachtspostamt im bayerischen Himmelfort. Die Deutsche Post übernimmt zwar die Kosten für

beispielsweise den Versand oder die Materialien – die Beantwortung der Briefe obliegt aber ehrenamtlichen Helfern. „Die Kinderkanäle im Fernsehen machen ja auch Nachrichten, und da kriegen Kinder viel mit.“ Deswegen finde man auf den Wunschzetteln schon seit Jahren neben materiellen Wünschen auch oftmals Bitten um Frieden. KNA



▲ Die modernen LED-Leuchten haben kein lästiges Kabel und können deshalb unkompliziert und schnell überall dort aufgestellt oder aufgehängt werden, wo gerade Licht benötigt wird. Foto: Remember

Flexible Leuchten mit Charme

Die Wertschätzung der eigenen vier Wände hat sich in den vergangenen Monaten deutlich verändert. Das Zuhause ist zum neuen Lieblingsort avanciert. Die vielen Zeit, die zu Hause verbracht wird, geht häufig mit dem Wunsch einher, alles ein wenig hübscher zu gestalten. Und nun steht der Winter vor der Tür – eine Jahreszeit, in der bei vielen Menschen der Wunsch nach Gemütlichkeit und Harmonie besonders groß ist. Mit der kabellosen LED-Leuchte „URI“ von REMEMBER® kann überall die richtige Atmosphäre gezaubert werden. Dank der formschönen Tragebügel kann die Leuchte einfach dorthin gestellt oder

gehängt werden, wo im Moment Licht benötigt wird. Ob auf Küchentisch, dem Regal, in einem Baum oder auf der Terrasse: Die farbenfrohen URI-Leuchten sind der ideale Begleiter und sorgen überall für ästhetische Behaglichkeit. Mit dem beiliegenden Textilkabel können sie einfach am USB-Port aufgeladen werden und leuchten dann bis zu 20 Stunden. Die modernen Leuchten sind in drei Farb-Varianten erhältlich und dreistufig dimmbar. Sie sind 25 Zentimeter hoch, haben einen Durchmesser von 14,5 Zentimetern und kosten 39,90 Euro. Die Leuchten können im Internet unter www.remember.de bestellt werden.

Persönliche Erinnerungen schenken

Das erste Weihnachtsfest mit den Enkelkindern oder die Goldene Hochzeit: Solche Familienfeiern und Erlebnisse wurden früher gerne auf Schmalfilm oder Video festgehalten. Doch die Qualität von Videos und Schmalfilmen verschlechtert sich mit der Zeit zusehends. Irgendwann bleibt von den einzigartigen Familiendokumenten oder Urlaubserinnerungen nichts mehr übrig. „Nach 20 Jahren gehen 60 bis 70 Prozent der Bildqualität

eines solchen Homevideos verloren“, erklärt Rudolf Kerler, Geschäftsführer der HeloFilm. „Wir hatten aber auch schon den Fall, dass ein nur zehn Jahre altes Videoband komplett schwarz war. Dann können sogar wir nichts mehr retten.“ Die Helo Film hat sich auf die Rettung solcher wertvollen Erinnerungen spezialisiert. Kerler erklärt: „CDs und DVDs bieten erhebliche Vorteile. Sie verschleßen auch bei häufigem Abspielen nicht, und die Haltbarkeit ist wesentlich länger als bei Schmalfilmen oder Videos.“ Leinwand und Projektor sind überflüssig, und zur Aufbewahrung benötigt man kaum Platz. Die Helo Film verwendet zum Umwandeln der alten Aufnahmen eine spezielle Scantechnik, die keine Qualitätsverluste zur Folge hat. Alle Bilder werden ein-

zeln gescannt und schließlich wieder zu einem ganzen Film zusammengesetzt. Kerler spricht bei seinem Verfahren von der „echten“ Digitalisierung. Andere Anbieter filmten die Bänder meist einfach nur ab, sagt er. Doch das führe nicht zum optimalen Ergebnis. Auf Wunsch kann der Kunde seine CD oder DVD individuell bedrucken lassen. Die eigenen Erinnerungen sind das persönlichste Geschenk, das man seinen Lieben machen kann. Die digitalisierten Filme sorgen nicht nur für Freude unter dem Weihnachtsbaum, sondern erfreuen die Beschenkten immer wieder – über Jahrzehnte.

Information:
www.filme-sichern.de

Schmalfilm & Video auf DVD
Super8, Normal8, Doppel8
Alle Formate VHS, Hi8, MiniDV
www.filme-sichern.de - 08458 / 38 14 75



Kerzen und Seifen selber machen

Beste Rohmaterialien, Gerätschaften und Zubehör für Hobby, Schulen, Kirchen und Werkstätten.

EXAGON, Industriepark 202, DE-78244 Gottmadingen, exagon@t-online.de

Segen für den neuen Wein

St. Martin in der Pfalz feiert am 11. November ausgiebig seinen Namenspatron

In hiesigen Breiten ist der Brauch des Martinilobens kaum bekannt. Seine Heimat ist das Burgenland. Von dort ist es nicht weit bis zum Geburtsort des heiligen Martin im heutigen Ungarn. Beim Martiniloben am 11. November, dem Gedenktag des Heiligen, wird der neue Weinjahrgang getauft. Erst danach darf er verkostet werden.

Es liegt nahe, dass sich ein Ort, der nicht nur mitten in den Reben liegt, sondern auch als einziger in Deutschland den Namen des Heiligen trägt, dieses Brauchs erinnert und ihn adaptiert. In St. Martin in der Pfalz, an der Deutschen Weinstraße gelegen, ist der 11. November ein Feiertag – das ist man dem Namenspatron schuldig. Und nicht nur die Kinder, die schulfrei haben, freuen sich darüber. Der Tag wird groß gefeiert. Nur in diesem Jahr ist alles anders. Die bundesweiten Kontaktbeschränkungen machen den Martinsabend, das Martiniloben und den traditionellen Fackelzug unmöglich.

Normalerweise pilgern die Erwachsenen zu den Winzern. Immer mehr Weingüter öffnen am Martinstag ihre Probierstuben und schenken einen kostenlosen Schluck des neuen Weins aus. Auch Straußwirtschaften wie der Aloisiushof im denkmalgeschützten Zentrum haben geöffnet. Am 11. November zum vorerst letzten Mal. Denn am Martinstag endet das bäuerliche Jahr – auch für Winzer.

Im Zentrum der Feierlichkeiten steht aber nicht der Rebensaft, sondern sein Schutzpatron – nicht nur beim Fackelzug. Und eigentlich fängt das Martinsfest schon am Vorabend an, fast wie Weihnachten. Dass der Weinheilige vor Nikolaus



▲ Vertreter der Weinbauvereine tragen die Holzplastik des heiligen Martin durch den Ort. Sie wird jedes Jahr von einem anderen Winzer in Empfang genommen und bleibt ein Jahr in dessen Obhut. Diesmal hat die Corona-Pandemie die Planungen gehörig durcheinandergebracht. Fotos: Traub

als Gabenbringer galt, erfährt man – wie manch andere Episode – beim Martinsabend, der, wenn nicht gerade ein Virus alles durcheinanderbringt, vom Tourismusverband in einem der Restaurants veranstaltet wird. Dabei kommt Wissenswertes über das Leben und die Bedeutung des Heiligen im Rahmen eines Martinmenüs anekdotenreich zur Sprache. Am Ende des gehaltvollen Abends wird der Martinsegens für den neuen Wein erbeten.

Prozession zur Kirche

Am Martinstag ist der Heilige sozusagen allgegenwärtig. Zunächst wird die hölzerne Martinus-Plastik bei dem Weingut abgeholt, das ein Jahr die Ehre hatte, auf sie aufzupassen. Dort wird die Plastik, die Martin hoch zu Ross mit dem Bettler zu seinen Füßen zeigt, von Vertretern

des Weinbauvereins geschultert und dann singend durch das Dorf getragen. Vor vielen Fassaden hängt eine Fahne mit dem Martinswappen. Schließlich muss der Anstieg zur Martinskirche, vor der ein fast lebensgroßes Standbild des Heiligen über den Ort wacht, geschafft werden. Martin schwankt beträchtlich, erreicht aber wohlbehalten das Gotteshaus.

In der Kirche, wo das Festamt „Zum heiligen Martin“ stattfindet, ist der Patron ohnehin prominent vertreten. Ihm ist ein großes Kirchenfenster gewidmet und auch die geschnitzte Front des Ambos zeigt die berühmte Mantelszene. Nach der Messe werden gestiftete Weine verkauft, die so genannten „Mantelstücke“. Der Erlös kommt sozialen Zwecken zugute.

Martin macht sich derweil auf den Weg zu seiner neuen Heimat.

Jedes Jahr darf ein anderer Winzer die Statue in seine Obhut nehmen und sie den Kunden präsentieren. Nach der Ankunft des Heiligen und seines Gefolges werden von der Winzerfamilie traditionell Brezel und Wein gereicht.

Zeit zum Wandern

Im Anschluss an die Zeremonie, an der auch der Pfarrer teilnimmt, ist es an der Zeit, nein, nicht für eine Weinprobe, sondern für eine Wanderung. St. Martin liegt am Fuße des Pfälzerwaldes und da ist selbstredend auch ein Martinusweg im Angebot. Die Rundwanderung führt durch Weinberge und einen Kastanienwald zur Ruine Kropsburg oberhalb des Ortes und über die Mariengrotte wieder zurück. Wer etwas länger unterwegs sein möchte, kann die Villa Ludwigshöhe oberhalb von Edenkoben oder das Hambacher Schloss bei Neustadt ansteuern. Auf die besonders Sportlichen wartet der Aufstieg auf den höchsten Gipfel des Pfälzerwaldes, den Kalm mit 672 Metern Höhe.

Vor dem Martinsumzug findet am Nachmittag eine musikalische Einstimmung in der voll besetzten Kirche statt. Martinslieder werden gesungen und die Blasmusik spielt auf. Wer eben noch die Winzer beim Martinilob erlebt hat, sieht sie nun mit ihren Familien in die Kirche strömen.

Vor der Kulisse der historischen Gebäude ist der anschließende Fackelzug durch die Gassen des Winzerdorfes, der mit großer Beteiligung stattfindet, besonders stimmungsvoll. Sein Ziel ist die Alte Kellerei, das ehemalige Kelterhaus der Gemeinde. Auf dem Platz davor ist eine Bühne aufgebaut worden, auf der Szenen aus dem Leben Martins gespielt werden. Es gibt überraschend viel zu erzählen – nicht nur die Mantelszene.

Bei Grimmelshausen ist nachzulesen, dass der Martinstag Mitte des 17. Jahrhunderts der Startschuss für ein allgemeines Fressen und Saufen war, dem man nach Möglichkeit bis Karneval frönte. Das ist heute zum Glück anders – trotz Karnevalsereignissen am 11. November. In St. Martin kehrt nach dem Martinus-Weinfest wieder Ruhe ein. Ulrich Traub

Informationen

Tourist-Information: 0 63 23/53 00
Internet: www.sankt-martin.de



▲ Zwischen Wein und Wald: Das Winzerdorf St. Martin liegt am Fuße des Pfälzerwaldes.

„Abstand heißt Einsamkeit“

Petition: Pflegerinnen wehren sich gegen das Abstandsgebot in Altenheimen

Abstand halten fällt schwer, schließlich ist Nähe ein menschliches Grundbedürfnis. Doch gerade um die Bewohnerinnen und Bewohner zu schützen, müssen die Distanzregeln auch in Altenheimen durchgesetzt werden. Pflegekräfte sehen diese Praxis kritisch.

Früher verbrachten sie jeden Tag miteinander. Die beiden Damen, jeweils fast 100 Jahre alt, lernten sich im Pflegeheim kennen und wurden enge Freundinnen. Bekam die eine Besuch von Angehörigen, kam die andere mit. Die Fittere schob den Rollstuhl der Schwächeren. So konnten sie sich treffen und die Rollstuhlfahrerin etwas Freiheit und Mobilität zurückgewinnen. Dann kam die Corona-Pandemie.

Mit Corona kam die Abstandsregel – und diese schränkt die Freundschaft über die Maßen ein. Das sehen jedenfalls drei Pflegekräfte eines Seniorenheims im fränkischen Coburg so. Deshalb haben sie eine Petition an den bayerischen Landtag gestartet, die genau solche Freundschaften in Pflegeheimen wieder ermöglichen soll. Ihr Ziel: Die Heimbewohnerinnen und -bewohner sollen unter sich nicht mehr den Mindestabstand von 1,5 Metern einhalten müssen.

In der Allgemeinverfügung der bayerischen Staatsregierung zum Vollzug des Infektionsschutzgesetzes

vom 22. Mai heißt es zu Pflegeheimen: „Es ist jederzeit und von jeder Person in der Einrichtung grundsätzlich ein Abstand zu weiteren Personen von mindestens 1,5 Metern einzuhalten.“ Die Altenpflegerin Gabriele Schier findet diesen Zustand „untragbar“ und hat deshalb mit zwei weiteren Altenpflegerinnen an den Landtag die Eingabe unter dem Titel „Abstand heißt Einsamkeit“ auf den Weg gebracht.

Gespräche fast unmöglich

In der Petition gingen die drei Pflegekräfte auch genauer darauf ein, wie das Abstandsgebot zum Beispiel die beiden befreundeten Seniorinnen belastet. Auf 1,5 Meter Distanz seien Gespräche durch schlechte Hören fast unmöglich, der Rollstuhl könne so nicht geschoben werden. Auch die gesetzmäßige Mindestfläche eines Bewohnerzimmers gebe den gebotenen Abstand nicht her.

Meist lebten die Senioren in Altenheimen in bestimmten Wohnbereichen und kommen wie in einer Wohngemeinschaft zum Essen zusammen. „Das sind doch familienähnliche Strukturen“, argumentiert Altenpflegerin Schier, und Familien müssten ja in ihren Wohnungen auch keinen Mindestabstand einhalten oder Masken tragen. Die Demenzzkranken verstünden erst recht nicht, was geschieht: „Sie wollen sich unterhalten und Händchen halten und wir müssen sie trennen. Das ist unhaltbar.“

Die Petition richtete sich nicht grundsätzlich gegen Corona-Schutzmaßnahmen. Aber: „Ohne Kontakt fehlen Spaß und Motivation“, wird darin beklagt. Das hinterlasse Spuren: Der kognitive, körperliche und gesundheitliche Abbau der Senioren schreite voran. Gemeinsame Aktivitäten seien kaum mehr möglich – der Abstand schaffe unüberwindbare Hürden, „die nicht vereinbar sind mit den sozialen Grundbedürfnissen“, sagen die Pflegerinnen.

Das Abstandsgebot in den Heimen sei nicht auf Bayern beschränkt, sondern „quer durch die Bundesrepublik gültig“, erklärt David Kröll von der Bundesinteressenvertretung für alte und pflegebetreffene Menschen e.V. in Bonn. Dort hält man die Forderung der drei Pflegerinnen für vernünftig.

Die Frage, ob die Abstandsregelung für einen bestimmten Wohnbereich rechtlich angreifbar ist, sei schwierig zu beantworten, prinzipiell aber sei dies denkbar. „Wahrscheinlich müsste aber ein Wohnbereich bestimmte Kriterien erfüllen, damit er vergleichbar mit einem Privathaushalt eingeschätzt würde“, sagt Kröll.

Beratung im Ausschuss

Die Petition, die von 4704 Menschen unterzeichnet wurde, geht nach ihrer Einreichung beim bayerischen Landtag in den zuständigen Ausschuss und wird dort beraten. Das Gesundheitsministerium erklär-

Petition

Die Petition „Abstand heißt Einsamkeit“ wurde von 4704 Menschen unterzeichnet. Die Initiatorinnen reichen diese nun zusammen mit allen dazu eingegangenen Kommentaren und Erfahrungsberichten Betroffener sowie einer Stellungnahme der Unterstützerin Professorin Sonia Lipke beim zuständigen Ausschuss ein. Außerdem sollen verschiedene Politiker, darunter der bayerische Ministerpräsident Markus Söder, und auch der bayerische und deutsche Ethikrat Kopien davon erhalten. „Es muss endlich ein Umdenken stattfinden, weg von der reinen ‚Schutzpolitik‘ hin zu der Erkenntnis, dass auch Risikopatienten Menschen mit Wünschen und Bedürfnissen sind“, finden die Pflegerinnen, die die Petition ins Leben gerufen haben.

te: „Der Bayerischen Staatsregierung ist sehr wohl bewusst, dass gerade für ältere Menschen der Körperkontakt wichtig ist. Aber pflegebedürftige Menschen zählen aufgrund ihres Alters und etwaigen Vorerkrankungen zur besonders vulnerablen Personengruppe, die in besonderem Maße zu schützen ist.“

Rudolf Stumberger



▲ Im Seniorenheim Sankt Bonifatius in Essen gibt es eine nachgebaute Kneipe, in der Heimbewohner in geselliger Runde ein Bier trinken können. Durch die geltenden Abstandsregeln ist das nun nicht mehr möglich. Foto: KNA



▲ In der berühmten Radioansprache rief Charles de Gaulle am 18. Juni 1940 von London aus die Franzosen zum Widerstand gegen die deutschen Besatzer auf.

Vor 50 Jahren

Ein Mann von Widerstand

Mit Eigensinn und Diplomatie regierte de Gaulle sein Land

„Was auch immer geschehen mag, die Flamme des französischen Widerstands darf nicht erlöschen und wird auch nicht erlöschen!“ Diesen Aufruf richtete Charles de Gaulle am 18. Juni 1940, in Frankreichs schwärzester Stunde, über die BBC an seine Landsleute. Am 26. August 1944 marschierte er im Triumph durch ein befreites Paris. Vor 50 Jahren starb der eigenwillige Staatsmann.

Charles André Joseph Marie de Gaulle wurde 1890 in Lille in ein katholisch-konservatives Elternhaus hineingeboren: Der Vater, Lehrer an katholischen Privatschulen, konnte auf Vorfahren aus dem Landadel der Normandie und Burgunds zurückblicken. Die Mutter stammte aus einer reichen Unternehmerfamilie in Lille. Der junge Charles absolvierte die von Napoleon gegründete Militärakademie Saint-Cyr, wo er auch Deutsch lernte.

Im Ersten Weltkrieg wurde er mehrfach verwundet. 1916 geriet er in deutsche Gefangenschaft, aus der er erfolglose Fluchtversuche wagte. 1919/20 nahm er als Militärberater auf polnischer Seite an den Kämpfen gegen die Sowjets teil. Analog zu den Blitzkriegsstrategen der Wehrmacht erkannte auch de Gaulle die Bedeutung offensiver Panzerkriegsführung, aber sein Drängen auf eine Reform der französischen Armee blieb ungehört.

1940 konnte Colonel de Gaulles Panzerdivision als eine der wenigen Einheiten die Wehrmacht zeitweise in Schach halten. Zum französisch-britischen Militärkoordinator befördert, lehnte de Gaulle den Waffenstillstand vehement ab. Am 25. Juni 1940 gründete er im Exil in London als Ge-

genpol zum Vichy-Regime das Komitee „Freies Frankreich“ und übernahm den Befehl über die „Forces françaises libres“. Sowohl Winston Churchill als auch Franklin D. Roosevelt sollten de Gaulle als schwierigen, eigensinnigen Alliierten kennenlernen. 1945 gelang ihm das diplomatische Kunststück, Frankreichs Rolle durch einen Sitz im neuen UN-Sicherheitsrat und als Besatzungsmacht in Deutschland aufzuwerten.

Weil er die Verfassung der Vierten Republik missbilligte, zog er sich 1953 bis 1958 ins Privatleben zurück, bis Frankreich angesichts der Niederlage von Dien Bien Phu und des Algerienkriegs einmal mehr einen Retter zu brauchen schien: Im Dezember 1958 wurde de Gaulle zum Präsidenten der Fünften Republik gewählt. Aus deutscher Perspektive bleiben die Freundschaft zu Konrad Adenauer, die Versöhnung mit Deutschland und der Élysée-Vertrag 1963 in Erinnerung.

Der Supermacht USA stand de Gaulle misstrauisch gegenüber. Europa konnte für ihn nur ein „Europa der Vaterländer“ sein. Wäre es nach ihm gegangen, hätte man sich den Brexit sparen können: Er stemmte sich lange gegen den Beitritt der Briten zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Am 22. August 1962 schlugen durch einen Hinterhalt rebellischer Offiziere Kugeln in de Gaulles Limousine ein und verfehlten ihn knapp. Im April 1969 trat de Gaulle nach einem verlorenen Referendum zurück. Am 9. November 1970 verstarb der große Staatsmann an einem Aortenaneurysma. Bei seiner privaten Beerdigung waren Politiker unerwünscht. Nur Mitstreiter des Widerstands durften teilnehmen. Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

7. November Willibrord, Engelbert

1455, 24 Jahre nach der Verbrennung Jeanne d'Arcs als Ketzlerin, eröffnete der französische König Karl VII. einen Revisionsprozess, der zur vollständigen Rehabilitierung der zur Märtyrerin gewordenen Frau führte. Karl VII. wollte so seine Position stärken und der anhaltenden Kritik wegen des Todesurteils ein Ende setzen.



8. November Gottfried, Claudius

Bei Verdacht auf Knochenbrüche oder zur Diagnostik in der Zahnmedizin ist Röntgen heutzutage eine Selbstverständlichkeit. Vor 125 Jahren entdeckte der deutsche Physiker Wilhelm Conrad Röntgen bei der Arbeit im Labor zufällig die Strahlen, die Materie durchleuchten können.

9. November Roland, Herfrid

Am frühen Abend begann 1965 in Nordamerika ein großflächiger Stromausfall. Durch menschliches Versagen geriet das Stromnetz an seine Belastbarkeit. Etwa 30 Millionen Menschen waren für zwölf Stunden ohne Versorgung. In der Hochphase des Kalten Kriegs vermuteten viele dahinter den Beginn eines Atomkriegs oder ausländische Sabotage.

10. November Leo der Große, Justus

Gottlieb Daimler gilt als Wegbereiter des Automobils. Scheinbar nebenbei erfand er dabei das Motorrad. Vor 135 Jahren machte einer seiner Söhne mit dem sogenannten

Reitwagen (Foto unten) die zwölf Kilometer weite Jungfernfahrt von der Werkstatt Daimlers in Cannstatt nach Untertürkheim und zurück.

11. November Martin von Tours

155 Wintersportler kamen im Jahr 2000 beim Gletscherbahnunglück in Kaprun ums Leben. Ein unzulässig eingebauter Heizlüfter im Zugwaggon hatte im bergwärts fahrenden, vollbesetzten Zug der Standseilbahn einen Brand ausgelöst. Weil sich die Türen von innen nicht öffnen ließen, wurde das Fahrzeug zur tödlichen Falle.

12. November Josaphat, Renatus

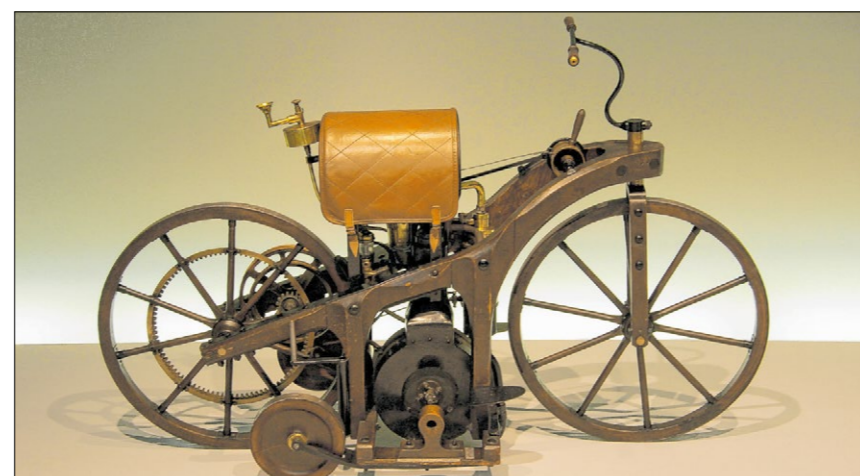
In seinen Skulpturen verband Auguste Rodin die Traditionen der Gotik und der Renaissance mit dem Stil des Impressionismus und des Realismus seiner Zeit. Durch eindringliche Haltungen und Gesten wollte der französische Künstler den seelischen Ausdruck seiner Figuren sichtbar machen. Rodin, der als Begründer der modernen Bildhauerei gilt, wurde vor 180 Jahren geboren.

13. November Stanislaus Kostka, Karl Lampert

Die erste promovierte deutsche Ärztin und Pionierin des Frauenstudiums, Dorothea Erxleben, kam 1715 zur Welt. Die Universität verwehrte der begabten Arztochter den Zugang. Erst auf Fürsprache des preussischen Königs Friedrichs des Großen wurde sie zur Promotion zugelassen.



Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Ein Nachbau des „Reitwagens“, des ersten Motorrads der Welt, im Mercedes-Benz-Museum in Stuttgart. Das Gefährt aus Eschenholz, Bronze, Messing und Leder wog 90 Kilo, die Höchstgeschwindigkeit betrug zwölf Kilometer pro Stunde.

SAMSTAG 7.11.

▼ Fernsehen

17.25 RBB: **Unser Leben.** Gestorben wird immer – Früh genug ans Ende denken. Wer vorsorgt, ist für den Ernstfall gewappnet. Talk.

▼ Radio

18.05 DKultur: **Feature.** Karoshi. Tod durch Überarbeitung. Wofür lebe ich eigentlich? Die Anforderungen der Arbeitswelt in Japan.
20.05 DLF: **Hörspiel des Monats.** Keine Ahnung. Von Nele Stuhler.

SONNTAG 8.11.

▼ Fernsehen

7.00 SWR: **Sing Bach!** Friedhilde Trüben und ihre Kinderchöre.
9.00 ZDF: **Sonntags.** Wohnen nach Corona. Magazin.
10.00 BibelTV: **Katholischer Gottesdienst** aus dem Würzburger Dom zur Eröffnung der Diaspora-Aktion. Zelebrant: Bischof Franz Jung.

▼ Radio

7.05 DKultur: **Feiertag.** Sag mir, wo die Kinder sind. Das jüdische Land-schulheim Caputh. Von Hans-Dieter Rutsch, Potsdam (evang.).
8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Die Kunst des guten Sterbens. Gedanken zu einer zeitgemäßen „Ars moriendi“.
10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus der Pfarrei St. Martinus in Linnich. Zelebrant: Pfarrer Heinz Philippen.

MONTAG 9.11.

▼ Fernsehen

21.40 ZDF: **Hey, ich bin Jude!** Jung, jüdisch, deutsch. Dokumentation.
22.50 ARD: **Mütter, Väter, Kinder im Stress.** Die alleinerziehende Sonja fühlt sich abends wie nach einem Marathon. Dokumentation.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Altfrid G. Rempe, Trier (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 14. November.
14.00 Horeb: **Spiritualität.** Elisabeth von der Dreifaltigkeit und die Freude, geliebt zu werden. Anne-Francoise Vater.

DIENSTAG 10.11.

▼ Fernsehen

20.15 3sat: **Besondere Schwere der Schuld.** Krimi mit Götz George.
22.15 ZDF: **Extremismus in Deutschland.** Gefahr von links und rechts.

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen.** Feature. Pandemie aus dem Hühnerstall. Multiresistente Keime in der Landwirtschaft.
21.05 DLF: **Jazz Live.** Cologne Duets. Kristina Brodersen, Altsaxofon, und Tobias Weindorf, Klavier.

MITTWOCH 11.11.

▼ Fernsehen

10.30 BibelTV: **Alpha und Omega.** Typisch katholisch – typisch evangelisch.
20.15 Arte: **Auferstehen.** Um seine Suchtkrankheit zu überwinden, tritt Thomas einer katholischen Gemeinschaft bei. Drama.

▼ Radio

12.00 Horeb: **Angelus und Segen.** Weihbischof Matthias König.
21.05 DLF: **Querköpfe.** Der Liedermacher Manfred Maurenbrecher. Trotz und Träume. Von Michael Lohse.

DONNERSTAG 12.11.

▼ Fernsehen

21.45 HR: **Engel fragt.** Krebs! Und jetzt? Wie kommen Erkrankte mit der Diagnose klar? Magazin.
22.40 MDR: **Was vom alten Leben bleibt.** Wenn das Elternhaus ausgeräumt werden muss. Dokumentation.

▼ Radio

10.08 DLF: **Marktplatz.** Nutri-Score und Biosiegel – wie Lebensmittel gekennzeichnet werden. Hörertelefon: 008 00/44 64 44 64.
22.05 DLF: **Historische Aufnahmen.** Missionar der Musik. Dimitri Mitropoulos (1896 bis 1960).

FREITAG 13.11.

▼ Fernsehen

12.00 3sat: **Heiligenkreuz – Ein Stift im Wienerwald.** In dem Zisterzienserkloster herrscht ein reger Zulauf an Neuzugängen.

▼ Radio

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Carpe Diem – unser Leben als Vorbereitung für die Ewigkeit. Père Derek Friedle.
18.05 DKultur: **Wortwechsel.** Deutsche EU-Ratspräsidentschaft. Gelingt Berlins Krisenmanagement in Europa?

☎: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Schützlinge helfen Sinnsucherin

Die Autorin Samantha (Lynn Collins, rechts) ist glücklich verheiratet, lebt auf einer Ranch und liebt die Arbeit mit ihrem Pferd. In dem Drama „Bedingungslos“ (Bibel TV, 13.11., 20.15 Uhr) ändert sich für die junge Frau alles, als ihr Ehemann Opfer eines sinnlosen Gewaltakts wird und stirbt. Der Schicksalsschlag führt sie an den Tiefpunkt ihres Lebens. Doch dann trifft sie einen Freund aus Kindertagen wieder: Joe, der mit benachteiligten Kindern arbeitet. Unter seinen Schützlingen ist Keisha (Gabriella Phillips), ein stummes schwarzes Mädchen, das Samanthas Herz erobert. Allmählich gewinnt sie die Kraft, ihr Leben neu in die Hand zu nehmen. Foto: BibelTV



Jane Goodall gibt die Hoffnung nicht auf

Überall auf der Welt kämpfen Menschen Tag für Tag für den Erhalt bedrohter Arten: von den Gorillas auf Borneo bis zu Ameisen in Brandenburg. Die Dokumentation „Arten retten – Gegen das große Verschwinden“ (Arte, 7.11., 20.15 Uhr, mit Untertiteln) zeigt das weltweite Engagement von Tierrettern. Zwar beschleunigt das Verschwinden vieler Arten einerseits den Prozess des Aussterbens. Andererseits wird dadurch aber die Entwicklung neuer Methoden zur Erhaltung angestoßen. Durch die einzelnen Kapitel führt die 86-jährige Ikone des Artenschutzes, die Verhaltensforscherin Jane Goodall. Sie erzählt, warum sie die Hoffnung nicht aufgibt.

Von Hollywood ins Fürstentum

Durch die Heirat mit Fürst Rainier III. von Monaco (Tim Roth) wurde aus der Hollywood-Diva Grace Kelly (Nicole Kidman) die glamouröse Gracia Patricia Grimaldi. In der Filmbiographie „Gracia Patricia – Fürstin von Monaco“ (RBB, 12.11., 20.15 Uhr) fühlt sich Grace am Hof wie in einem goldenen Käfig. Auch die Monegasen blicken argwöhnisch auf ihre First Lady. Da bietet ihr Meisterregisseur Alfred Hitchcock die Hauptrolle in seinem neuen Streifen an. Grace ist zwischen ihren künstlerischen Träumen und den Verpflichtungen als Fürstin hin und her gerissen. Foto: rbb/ARD Degeto/Square One/Universum

Senderinfo

katholisch1.tv
im Internet www.katholisch1.tv
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb
im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Der kreative Adventskalender

Endlich mal Honiglebkuchen selber machen, Weihnachtssterne basteln, Adventsappelfrotzen backen, Erkältungshelfer herstellen, selbstgestaltete Weihnachtskarten verschicken, Handwärmer selbst nähen oder in Ruhe meditieren.

Für alle, die im Advent kreativ werden möchten, sind in diesem Kalender 24 einfache, aber schöne Ideen und Rezepte zusammengestellt. Beim Basteln, Backen, Kochen, Meditieren und Dekorieren kommt garantiert die richtige Stimmung für Weihnachten auf! Liebevoll bebildert, leicht verständlich erklärt, sind viele Ideen auch gemeinsam mit Kindern umsetzbar. Hier finden Groß und Klein Gefallen am Adventskalender.

Wir verlosen fünf Bücher. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
11. November

Über die Firefly aus Heft Nr. 43 freuen sich:
Hedwig Köglperger,
86676 Ehekirchen,
Maria Lober,
92690 Pressath.

Die Gewinner aus Heft Nr. 44 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

höchst	altgermanischer Stamm	nordischer Donnergott	kleinster Kanton der Schweiz	westl. Weltmacht (Abk.)	zu einem früheren Zeitpunkt	ein Trillionstel Teil	dicht an der Seite	Saugwurm	indisches Gewicht
fast, beinah			10	8	griechische Unterwelt				
Nachbildung der Erde					Stockwerk		4	12	
				pflanzenkundlicher Beruf					
Landstreitmacht	9	arab. Zupfinstrument			flüssiges Fett				Jugendlicher (Kw.)
französisch: Wasser					jene	Staat in Nahost		Traunungsbehörde	
	5			deutsche Popsängerin				6	
starke Luftbewegung									
Aschengefäß	Hirschbrunflaute				Feldertrag		französisch: Jahr		
				hinfällig	Durcheinander	jetzt, in diesem Moment			Platz, Stelle
nicht radikal	Abfall			Schiffsvorteil		Trinkgefäß	künstliche Weltsprache		
								ehem. schwed. Popgruppe	
Ritter der Artusrunde	leiblos				Anrede und Titel in England	starker Zweig			
				Schmerzlaut	lateinamerikanischer Tanz		2		Cognacgüte
nicht ehrlich	Schild des Zeus					geländegängiges Fahrrad (Abk.)			1
						kaufm.: heute			
				11					

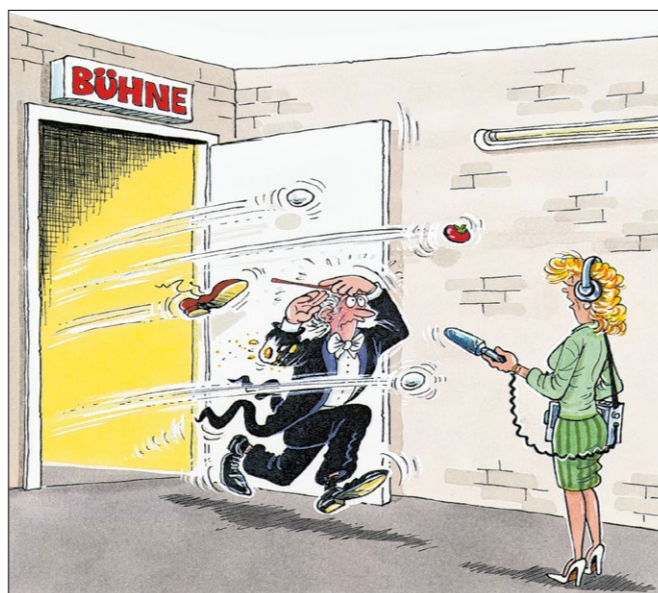
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 12:
Prozession im November
Auflösung aus Heft 44: **LEONHARD**

E	E	A	J	D
ER	WERB	STIEGE		
FE	DORER	E	G	
ALLES	WEP	PER		
AST		A	R	A
S	D	BR	A	N
ELI		TU	I	
UNIS		KIEME		
	T	E	R	
BOE	H	V	BRE	
PAELLA	OPTION			
ES	ODER	ISE		
REFERENZ	K	A		
B	CHI	E	SUED	
WEG	NAEHSE	I	D	
LEBENS	MITTEL			

„Herr von Kammerwahn, haben Sie schon eine Ahnung, wie Ihr neuestes Musical beim Publikum angekommen sein könnte?“

Illustrationen:
Jakoby



Erzählung

Das Haus Ein Ratekrimi von Jens Klausnitzer

Ich bin Pfarrer David Schwarz von der Pfarrgemeinde St. Antonius, deren Mitglied auch Franziska Schwarz ist – Kriminalhauptkommissarin und außerdem Ehefrau meines Bruders Martin. Weil ich manchmal zufällig in der Nähe bin, wenn ein Mensch einmal den rechten Weg verlässt und meine Schwägerin ermitteln muss, möchte ich ihr helfen. Und gemeinsam mit Ihnen ihren neuen Fall aufklären, den Fall mit dem Haus ...

Mein Smartphone klingelte, als ich gerade eine Frau aus meiner Gemeinde besuchte und mit ihr bei einem Kaffee die Vorbereitungen für unser diesjähriges Krippenspiel besprach. Ich entschuldigte mich und nahm das Gespräch an.

„Herr Pfarrer, Sie wissen, dass ich mir niemals für mich selbst etwas wünsche und so kurz vor Weihnachten schon gar nicht!“, begann eine aufgeregte Männerstimme umständlich. „Aber heute muss ich mir doch einmal etwas wünschen: Ich wünsche mir, dass Sie mich aus einem Haus befreien, genauer gesagt, aus irgendeinem Zimmer in irgendeinem Haus in der Hartenbergsiedlung!“

Der Anrufer hieß Holst und war ebenfalls Mitglied meiner Gemeinde. Leider wusste er nicht, in welchem Haus in dieser Siedlung er gefangengehalten wurde. Er be-



richtete: „Ich habe mich mit einem Bekannten auf ein Bier in einer Gaststätte getroffen und in dieser Gaststätte haben wir später einen Bekannten von meinem Bekannten getroffen. Der hat uns mit zu sich nach Hause in eben dieses Haus auf einen vorweihnachtlichen Glühwein geschleppt. Wir sind aber nicht von der Straße aus in das Haus gegangen, sondern von hinten.“

Einen kurzen Moment herrschte Schweigen, dann fuhr Holst fort: „Die beiden Männer haben mir schließlich nach einem halben Glühwein meine Brieftasche und mein Handy abgenommen und mich in einen dunklen Raum gesperrt. Nun sind sie mit meinem

Bargeld und meinen Karten einkaufend gefahren. Zum Glück haben sie mein zweites Handy nicht gefunden. Bitte, Herr Pfarrer, helfen Sie mir!“

Mich hatte der Mann angerufen, weil ihm das alles peinlich war und er nicht die Polizei verständigen wollte. Ich wandte mich an meine Schwägerin Franziska. Bis sie eintraf, hatte

mir meine Gastgeberin einen genauen Lageplan der Hartenbergsiedlung gezeichnet. „Das ist eigentlich nur eine Straße mit insgesamt 18 Häusern mit den Hausnummern eins bis 18 auf insgesamt 18 Grundstücken links und rechts“, erklärte sie.

„Auf der rechten Seite liegen halb so viele Grundstücke wie auf der linken Seite, die Grundstücke rechts sind aber doppelt so groß wie die links. Deshalb liegt zwei Grundstücke mit Häusern links genau ein Grundstück mit Haus rechts gegenüber. Die Nummerierung beginnt links vorn mit Nummer eins, läuft links nach hinten und rechts wieder nach vorn und endet rechts vorn mit Nummer 18.“

Franziska warf nur einen kurzen Blick auf den Plan und rief Holst an. „Welche Hausnummer sehen Sie gegenüber, wenn Sie aus dem vergitterten Fenster über die Straße schauen?“ Sie nickte, als der Mann mit „Sieben!“ antwortete. „Ich weiß, in welchem Haus er ist ...!“

Wissen Sie es auch?

Lösung: Das Opfer befindet sich in Haus 15! Nach der Nummerierung der Häuser („...“ beginnt links vorn mit Nummer eins, läuft links nach hinten ...“ und dem Hinweis „...“ liegt zwei Grundstücke mit Häusern links genau ein Grundstück mit Haus rechts gegenüber“) haben die Häuser auf der linken Seite die Nummern 1 bis 12 und die Häuser auf der rechten Seite die Nummern 13 bis 18 - weil das Opfer gegenüber dem Haus 7 steht und den Häusern 7 und 8 gegenüber das Haus 15 steht, kann sich das Opfer nur in Haus 15 befinden!

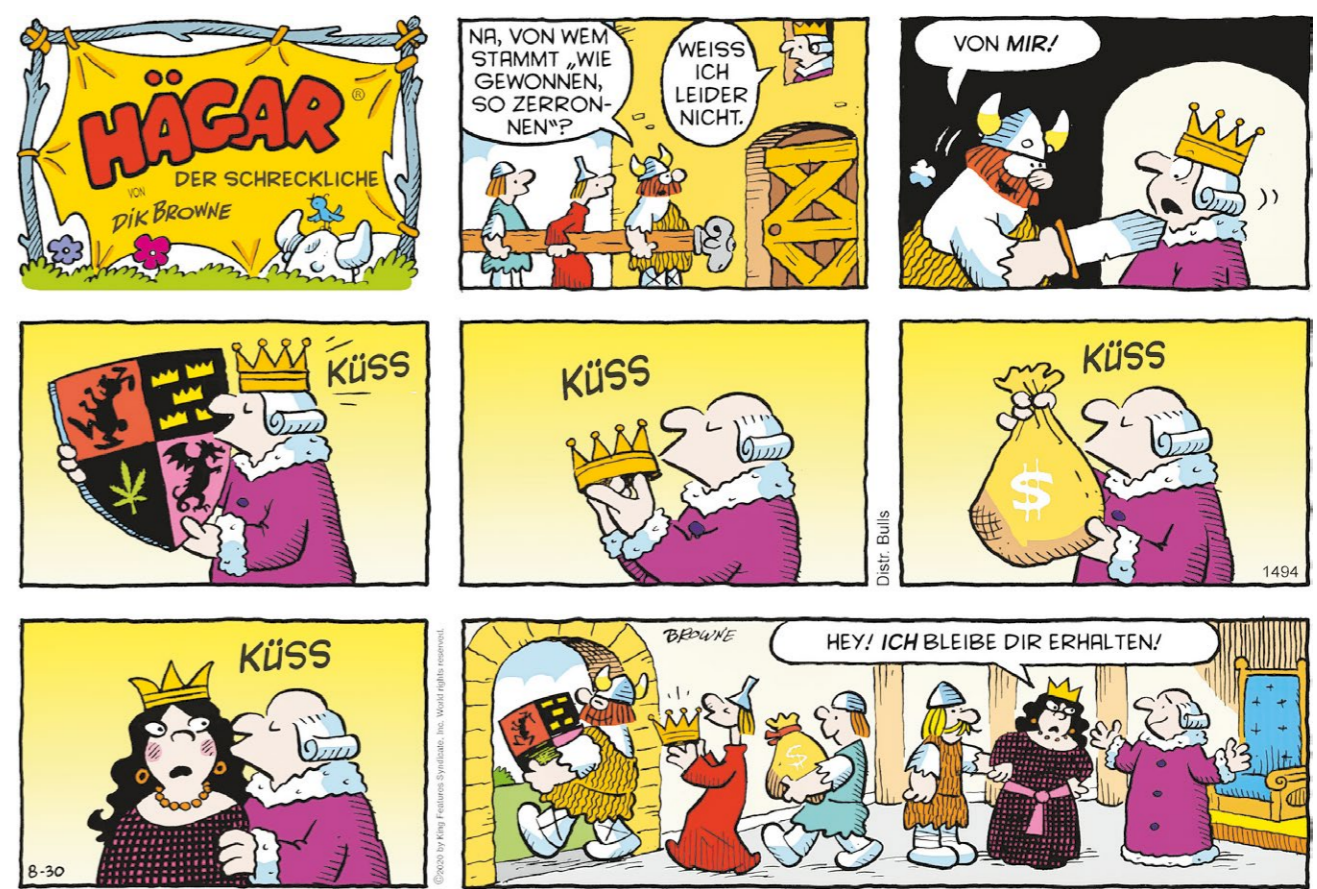
Sudoku

6	8	5		9	3
7	3	1	8		5
			1	4	3
8		2	5	4	7
1		3	3	5	9
5	6	7	2		
	2	3	9	8	1
	6	8	7	5	9
9	1	5	2	3	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 44.

	9	5	6		
8	7	2			5
	5		8	2	4
	3	5	9	1	
	9			6	8
7	5			3	
	3	8	2		4
	3	6	5		9
9	1	7	5		



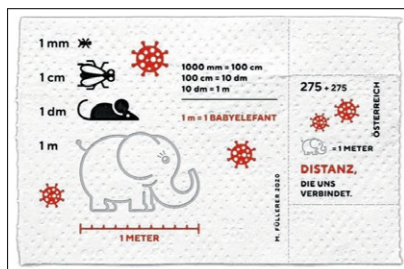


Hingesehen

Chemnitz soll „Kulturhauptstadt Europas 2025“ werden. Das teilte die Vorsitzende der mit der Entscheidung beauftragten unabhängigen europäischen Jury, Sylvia Amann, vorige Woche in Berlin mit. Die Kultusministerkonferenz im Einvernehmen mit Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) ernennt die Stadt bis Ende des Jahres offiziell. Lob für die Entscheidung gab es von Bischof Heinrich Timmerevers, zu dessen Bistum Dresden-Meißen Chemnitz gehört. „In den letzten Jahren hat die Stadt zwar leider durch fremdenfeindliche Umtriebe Negativschlagzeilen gemacht. Persönlich habe ich die Chemnitzer allerdings immer als weltoffen und zugewandt erlebt“, sagte Timmerevers. Er wünschte sich, dass der Titel Gemeinschaft stiftet, vielfältige neue Initiativen erweckt und zum Wachsen des Europäischen Gedankens beiträgt. **KNA**

Wirklich wahr

Passend zur zweiten Corona-Welle hat Österreich eine neue Briefmarke herausgebracht. Zu sehen ist darauf ein kleiner Elefant, gedruckt auf dreilagigem Klopapier. Das Motiv verweist damit augenzwinkernd



auf die in Coronazeiten weltweit stattfindenden Toilettenpapier-Hamsterkäufe. Zugleich erinnert es daran, ausreichend Abstand zu den Mitmenschen zu halten – in Österreich hat sich als Eselsbrücke dafür der Begriff eingebürgert, „eine Babyelefantenlänge“, also einen Meter, Distanz zu wahren. Auf dem 275-Cent-Postwertzeichen steht dazu: „Distanz, die uns verbindet“. Der Zuschlagserlös der Sondermarke kommt sozialen Projekten zugute, etwa dem Corona-Northilfefonds der Caritas. **red**

Zahl der Woche

11,6

Prozent mehr Spendeneinnahmen haben die großen Spendenorganisationen in Deutschland im ersten Halbjahr 2020 verzeichnet. Das geht aus einer Umfrage des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) unter 30 Organisationen im DZI Spenden-Index hervor. Demnach verzeichnen 21 einen Zuwachs. Bei neun sank hingegen das Spendenaufkommen.

Eine zweite Umfrage zeigte ein deutlich schlechteres Ergebnis besonders bei kleineren Organisationen mit Spenden-Siegel – 155 von 231 registrierten wurden befragt. Demnach sanken bei 38 Prozent die Geldspenden, lediglich bei 29 Prozent nahmen sie zu.

Ein möglicher Grund für stärker ausgeprägte Spendenrückgänge bei kleineren Vereinen und Stiftungen könnte sein, dass sie stärker als die größeren auf Präsenzveranstaltungen und den direkten Kontakt zu ihren Unterstützern angewiesen sind. **KNA**

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:

Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 37 vom 1.1.2020.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DES1750903000000115800
BIC GENODEF1M05

Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,53.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonnentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.
Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfe besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Hic sunt leones – Hier sind Löwen

Der Himmel ist kein unbekanntes Land: Eine Betrachtung zum Totenmonat November

Allerseelen, Volkstrauertag, Totensonntag – der November mit seinen Totengedenktagen rückt das Jenseits und den „Himmel“ in den Blick. Was aber ist der Himmel – und wie gelangen wir dorthin?

„Hic sunt leones – Hier sind Löwen“: Diese lateinischen Worte fand man in früheren Zeiten häufig auf Seekarten. Orte, wo noch kein Mensch bisher gewesen war, wo das Land noch unerforscht war, bezeichnete man auf den Landkarten mit dieser Phrase. Man wusste nicht, was sich in diesem Gebiet befindet. Den Weg dorthin hatte noch nie ein Mensch gewagt.

Fabelwesen wie Drachen

Diese Landstriche wurden als „Terra incognita“ bezeichnet, als „unbekanntes Land“. Und solches gab es in früheren Zeiten zuhauf. Man vermutete, dass sich dort Fabelwesen wie Drachen – oder eben Löwen – aufhielten. Fantasiereich malte man sich aus, was es dort alles geben könnte. Und so wurde sicher auch die Neugier von so manchem Forschungsreisenden geweckt, der sich in dieses unbekannte Land aufmachte und vielleicht erstaunt war, dass er neben Löwen noch ganz andere Tierarten entdeckte.

Ein ganz anderer Ort

Als „Terra incognita“, als unbekanntes Land, könnte man sicher auch das bezeichnen, was wir landläufig „Himmel“ nennen. Immerhin hat auch dieser Himmel die Fantasie von vielen Menschen angeregt. Es gibt zahlreiche Vorstellungen, wie es dort aussehen könnte: Ein bekanntes Beispiel ist die Satire „Der Münchner im Himmel“ von Lud-



Diese englische Weltkarte aus dem elften Jahrhundert ist um 90 Grad nach links gedreht. Sie verzeichnet Europa (links unten erkennt man die britischen Inseln), Afrika und Asien. Ganz oben links erkennt man den Löwen für das Unbekannte.

Foto: The British Library/Cotton MS Tiberius B v/1

geworden ist, wissen wir, wie der Himmel aussieht. Wir können uns ein Bild von ihm machen.

Der Weg ist frei

Gerade in diesen Novembertagen, in denen vielerorts das Gedenken an die Verstorbenen gepflegt wird, rückt der Blick auf den Himmel neu in den Mittelpunkt. Als Christen erwarten wir „die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt“, wie wir im Großen Glaubensbekenntnis sprechen.

Auch in vielen Menschen unserer Tage bricht angesichts solcher Erwartungen die Frage auf: Wie können wir den Weg kennen, der zum Himmel führt? Wie können wir uns überhaupt etwas von diesem Leben vorstellen? Die Antworten finden wir im Blick auf Jesus, den gekreuzigten und auferstandenen Herrn: Durch ihn ist der Weg zum Himmel erschlossen, weil er selbst der Weg geworden ist, der zum Vater führt.

Der Himmel ist damit keine abstrakte Größe, kein unbekanntes Land mehr: Wer wissen möchte, was Menschen im Himmel erwartet, der muss auf das Leben Jesu schauen. In ihm erfahren wir schon heute etwas von dem, auf das wir zugehen und das wir für unsere Verstorbenen erhoffen.

„Hier ist Christus“

„Hic sunt leones – Hier sind Löwen“: Dort, wo der Himmel ist, müssen wir diese Worte nicht ergänzen. Auf der Landkarte unseres Lebens können wir dort vielmehr etwas anderes eintragen: „Hier ist Christus“. Hier ist Christus, der Auferstandene, der uns mit seinem Leben und seiner Liebe umfängt.

Der Himmel ist kein unerforschtes Gebiet. Seit Gott in seinem Sohn Mensch geworden ist, wissen wir, was uns im Himmel erwartet: seine unendliche Liebe zum Leben in Fülle. **Fabian Brand**

wig Thoma. Fantastische Gemälde versuchen, ein Stück vom Himmel ins Bild zu bringen. Dass sie nicht wissen, was im Himmel sein könnte, hielt Menschen aller Generationen nicht davon ab, ihn sich auszumalen.

Eine unerforschte Gegend

Alle diese Vorstellungen bleiben aber letztlich hinter dem zurück, was der Himmel wirklich ist. Ganz anders als in unserer menschlichen Vorstellung ist es dort, erzählt eine mittelalterliche Geschichte. Ganz anders, als wir es uns ausmalen. Ganz anders, als wir es erwarten.

Auch die Jünger Jesu erklären, dass sie vom Himmel überhaupt nichts wissen. Das „Haus des Vaters“, von dem Jesus im Johannes-evangelium spricht, scheinen sie nicht zu kennen. Für sie ist es unbekanntes Land, eine unerforschte

Gegend. Etwas, mit dem sie allem Anschein nach noch nie in Berührung gekommen sind.

Bekannt – unbekannt

„Wie können wir den Weg dorthin kennen?“, fragt Thomas. Er meint den Weg zum Himmel, den Weg, den Jesus gehen muss, um erhöht zu werden. Jesus rückt die Vorstellung der Jünger zurecht: Der Himmel ist für die Jünger kein unbekanntes Land, der Weg, der dorthin führt – sie kennen ihn.

Weil Jesus selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, weil er selbst ein Stück dieses Himmels ist, der auf die Erde gekommen ist. Durch Jesus können wir erfahren, wie Gott ist. Für uns Menschen ist der Himmel nicht mehr das unerforschte Gebiet, in dem wir Fantasiewesen wie Drachen vermuten müssen. Weil Gott in Jesus Mensch

Fotos: Österreichische Post AG, imago images/f. Berger

Wieder was gelernt

1. Wie hieß Chemnitz zu DDR-Zeiten?

- A. Karl-Marx-Stadt
- B. Friedrich-Engels-Stadt
- C. Wilhelm-Pieck-Stadt
- D. Martin-Luther-Stadt

2. Wen kürt die Stadt jährlich mit dem „Chemmy“?

- A. Politiker des Jahres
- B. Sportler des Jahres
- C. Umweltschützer des Jahres
- D. Held des Jahres



Ein kostbarer Schatz und Salzböl sind in der Wohnung des Weisen, aber ein törichter Mensch vergeudet es.

Spr 21,20

**— DIE —
B I B E L
L E B E N
TAG FÜR TAG**

Sonntag, 8. November
32. Sonntag im Jahreskreis
Die klugen Jungfrauen nahmen mit ihren Lampen noch Öl in Krügen mit. (Mt 25,4)

Was dient mir zum Leben, wenn es Zeiten des Wartens und Aushaltens gibt? Was hilft mir, einen langen Atem zu bewahren, wenn nicht alles gleich und sichtbar zum Erfolg führt? Ich möchte meinen Lebenskrug mit dem Öl der Geduld, der Besonnenheit und der Unterscheidung der Geister füllen. Bitten wir darum, dass unser Ölkrug nie leer wird!

Montag, 9. November
Weihetag der Lateranbasilika
Als Jesus von den Toten auferweckt war, erinnerten sich seine Jünger, dass er dies gesagt hatte, und sie glaubten der Schrift und dem Wort, das Jesus gesprochen hatte. (Joh 2,22)

Erinnern und glauben: dazu sind wir eingeladen, wenn wir uns mit Jesus auf den Weg machen. Sein Wort hören, es im Herzen bedenken, mit ihm vertraut

werden wie mit einem Freund – um ihn besser zu verstehen und unseren Weg als Glaubende täglich neu zu gehen.

Dienstag, 10. November
Wenn ihr alles getan habt, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan. (Lk 17,10)

Gott will uns seine Kraft geben, um für sein Reich zu arbeiten. Die Früchte haben wir nicht in Händen. Sie sind uns und einander geschenkt. Das zu erkennen, macht demütig, konfrontiert uns mit der Wahrheit, wer wir vor Gott sind: in Schwäche auf ihn angewiesen, zugleich mit großer Würde gesegnet.

Mittwoch, 11. November
Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu ehren, außer diesem Fremden? (Lk 17,18)

Dankbarkeit lässt umkehren und sich dem Leben zuwenden. Der Fremde im Gleichnis ist dafür besonders empfänglich. Von ihm können wir lernen. Im Reich Gottes werden Fremde zu Geschwistern. Wie kann ich heute diese Botschaft leben und mit Dank annehmen?

Donnerstag, 12. November
Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch. (Lk 17,21)

Überall dort, wo Menschen mit Respekt und auf Augenhöhe einander begegnen und wertschätzen, lebt das Reich Gottes. Wir können ihm zum Wachstum verhelfen. Manchmal scheint es verborgen, doch Gottes Spuren offenbaren sich dem Staunenden und Liebenden.

Freitag, 13. November
Wie es in den Tagen des Noach war, so wird es auch in den Tagen des Menschensohnes sein. (Lk 17,26)

In den Tagen des Noach hat die Sintflut vieles

zerstört, doch Noach hat Leben gerettet und in seiner Arche vor dem Untergang bewahrt. In unsere Welt mit allem Schweren und Leidvollen ist der Menschensohn schon gekommen. Er geht alle Wege mit. In die Wunden unserer Zerbrechlichkeit will er sein Heil und Leben strömen lassen.

Samstag, 14. November
Wird jedoch der Menschensohn, wenn er kommt, den Glauben auf der Erde finden? (Lk 18,8)

Es kommt auf jede und jeden von uns an. Ich bin eingeladen und angefragt, mit allem, was mich ausmacht, Jesus nachzufolgen, in seine Fußspuren zu treten. All meine Fragen und alle Sehnsucht darf ich ihm immer wieder hinhalten. Dem Herrn genügt auch mein kleiner Glaube.



Schwester Teresia Benedicta
Weiner ist Priorin des Karmel
Regina Martyrum Berlin.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die SonntagsZeitung immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Katholische SonntagsZeitung lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Katholische SonntagsZeitung nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigsten Preis von **EUR 63,60** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:

epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



Für nur 1 Euro mehr!